Paed. Pr.
2843-3

<36607455250014
<36607455250014
Bayer. Staatsbibliothek

Reisen

der

Salzmannischen Zöglinge.

Dritter Band.

Endner sc

Leipzig, 1787.

bey Siegfried Lebrecht Crusius.

Bayerische
...atsbibliothek
...nchen

Fortsetzung der im zweyten Bändchen abgebrochnen Reisebeschreibung.

Langensalza.

Unser lieber, gefälliger Wirth, der Herr Magister Kranichfeld, gieng den andern Morgen sogleich mit uns aus, um uns mit der neuen Gegend ein wenig bekannter zu machen. Ich werde euch das Merkwürdigste aus unsern gemachten Bekanntschaften mit neuen Personen und Dingen mittheilen.

Rochus fand wieder ein Merkmal, daß wir nicht mehr im Herzogl. Sächsischen, sondern im Churfürstl. Sächsischen Gebiet wären, in der

weissen Hauptfarbe der hiesigen Soldatenmontur, welche sie mit den österreichischen Truppen gemein hat; da hingegen die herzogl. sächsischen Soldaten diese Aehnlichkeit mit den Preussen haben, daß ihre Hauptfarbe blau ist, die Cavallerie ausgenommen, welche auch weiß zur Grundfarbe hat. Bey der Gelegenheit muß ich euch doch eine kleine Anekdote mittheilen, welche beweißt, daß auch künftige Soldaten, in der Jugend ihre Muttersprache richtig erlernen müssen, wenn sie sich nicht durch grobe Mißverständnisse lächerlich machen wollen. — Ein berühmter General laß in der Zeitung: „die Oesterreicher wären regimenterweis aufmarschirt." — Sapperlot! rief er aus: das weiß ja jeder Fähndrich, daß die Oesterreicher weiß haben, was braucht denn das in die Zeitung?

Bey der Geographie von Niedersachsen hatten wir gelernt, daß zu Hamburg vor einigen Jahren noch ein schiefer Thurm gestanden habe, hier fanden wir eine gleiche Merkwürdigkeit.

Wir giengen zum Frauenthore hinaus längst dem Flüßchen Salze (von dem die Stadt ihren Namen hat, lat. Longosalissa) hin; wo ehedem noch an 300 Häuser gestanden hatten, welche aber die Einwohner im 30jährigen Kriege verlassen musten.

sten. Jetzt waren hier theils Bäume, theils Gemüsegärten. Der 30jährige Krieg war eine Folge der Reformation, deren ihr euch noch aus dem zweyten Bändchen entsinnen werdet. Er brach nach Luthers Tode aus. Doch war davon nicht sowohl die Religion, als die Herrschsucht und Hofnung der Catholischen Fürsten unter dem Vorwande derselben die Länder der protestantischen bey der Gelegenheit wegzunehmen, Ursache. Wahrscheinlich würden die letztern auch untergelegen haben; hätten ihnen nicht die nordischen Mächte, besonders der große Gustaph Adolph von Schweden Beystand geleistet. So dauerte der Krieg 30 Jahre, ohne daß man die Protestanten unterdrükken konnte. Im Jahr 1648 ward zu Münster und Oßnabrück in Westphalen ein für sie sehr vortheilhafter Friede geschlossen, welcher nach diesen Orten bald der Münstersche, bald der Osnabrückische, bald der Westphälische genannt wird. Die Hauptscene dieses langwierigen Krieges war Sachsen, das ausserordentlich viel an Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen leiden muste. Daß diese sehr fühlbar seyn musten, könnt ihr daraus schließen, wenn an 300 Häuser die vor der Stadt, unbeschützt von Mauer und Graben lagen, geräumt wurden.

Von der Geschichte der Stadt selbst erfuhren wir einiges. Sie gehörte zuerst dem Kloster Homburg von dem man noch Ueberbleibsel auf der Anhöhe vor der Stadt findet. Hierauf war sie im Besitz einer adlichen Familie der Herren von Salze unter denen sich Herrmann von Salza in der Geschichte berühmt gemacht hat. 1409 starb diese Familie aus und nun nahmen die Landgrafen von Thüringen Besitz von Langensalza und machten diesen Ort zur Stadt. — Wodurch Herrmann von Salza berühmt geworden ist, wollte ich erst übergehen, weil es mich zu weit von meiner Absicht entfernen würde; indessen eben durch das mancherley Neue, was ich bey dieser Gelegenheit euch zu sagen genöthiget werde, finde ich mich bewogen von ihm etwas Mehreres zu sagen, in der Hofnung, daß ihr euch dadurch reitzen lasset, recht eifrig Geschichte zu studiren.

Ritterorden.

Herrmann von Salza war ein deutscher Ritter. Die Ritterschaft entstand einige hundert Jahre nach Christi Geburt. In jenen Zeiten hatten

ten die großen Herren keine Soldaten wie jetzt, die sie im beständigen Sold behielten. Wenn aber ein Krieg aus war; so ertheilte der Fürst denjenigen seiner Unterthanen, die ihm beygestanden und sich am tapfersten gehalten hatten, Güter, Grundstücke, wohl ganze Dörfer zum Geschenk, doch mit der Bedingung, daß der Beschenkte, wenn der Fürst wieder Krieg haben würde, sogleich zu seinem Beystande und zwar nach damaliger Art über und über geharnischt und zu Pferde erscheinen, auch seine Bauern als Fußvolk mitbringen sollte. Das gemeine Volk war also zu Fuß, zu Pferde aber die Reuter oder Ritter, welche den Adelstand ausmachten. Sie nennten sich von den erhaltenen Gütern. Daher das Wörtchen von, wie hier Herrmann von Salza. Die Edelleute der damaligen Zeit wurden dadurch sehr kriegerisch und tapfer. Denn die Länder und Leute hatten, wollten theils diese vertheidigen, theils noch mehr dazu erobern; und die keine hatten, wollten sich durch Tapferkeit welche verdienen. Bey allen Gelegenheiten, wo es auf Tapferkeit ankam, wurden die Ritter gesucht. Diese Ritter hielten besonders zusammen, hatten ihre eignen Gesetze, ihre eignen Ceremonien, und ihre ganze Gesellschaft zusammen, nannte man überhaupt den Ritterstand. Aus diesen

sem Ritterstande entstanden nachher wieder mehrere besondre Gesellschaften, die man Ritterorden nennte, deren jeder sich von dem andern durch andre Zwecke, Gesetze und Ceremonien unterschied. Die drey merkwürdigsten sind: 1) die Johanniter oder Maltheser, 2) die Tempelherrn, 3) die deutschen Ritter, von welchen der erste und letzte noch blühet, der zweyte aber durch einen Pabst und König von Frankreich, welche beyde den Reichthümern des Ordens nachstrebten, auf's schändlichste ist vertilget worden. Die Ritter des deutschen Ordens wurden auch Ritter der Jungfrau Maria oder Brüder des deutschen Hauses unsrer lieben Frauen zu Jerusalem genannt. Sie musten sich zur Vertheidigung der christlichen Religion und des gelobten Landes, gegen die Türken, zum Dienst der Armen und Kranken verpflichten, alte deutsche und von gutem alten Adel seyn. Ihr Oberhaupt nannten sie den Hoch- oder Deutschmeister, den sie unter sich selbst wählten. Herrmann von Salza war der vierte Deutschmeister. Ihm wiederfuhr die Ehre, daß ihm im dreyzehnten Jahrhundert der Herzog von Masau, welches noch jetzt eine der ansehnlichsten Woiwodschaften in Pohlen ist, eine Gesandschaft schickte und den unter ihm stehenden Orden, um Beystand ge-

gen

gen die damals noch heidnischen Preussen bat. Der Ritterorden war hierzu willig, unter der Bedingung, daß ihm alle die Länder gehören sollten, welche er den Preussen abnehmen würde. So zogen die Ritter aus, vertrieben theils die Preussen, theils bekehrten sie dieselben zum Christenthum und erwarben sich nach und nach ganz Preussen, Semigallien, Curland und Liefland, welches sie aber in der Folge wieder verloren. Die Stadt Thorn bauten sie.

Salpetersiederey.

Der Herr Magister führte uns in eine, ausser der Stadt gelegne, Salpetersiederey. Der Salpeter ist eine Art Salz, der sich von andern Salzen dadurch unterscheidet, daß er eine gewisse, eigne Säure bey sich hat, und selbst ein feuerbeständiges Laugensalz ist. Was Feuerbeständigkeit für eine Eigenschaft sey, habt ihr schon im zweyten Bändchen beym Thone gelernt; aber das Laugensalz muß ich etwas näher erklären. Man theilt alle Salze ein in saure Salze, Laugensalze und Mittelsalze. Die sauern Salze, z. B. Vi-

triole und Alaun erkennt man an ihrem sauern Geschmack. Der saure Geschmack der Dinte rührt von diesen beyden Salzen her, aus denen sie bereitet wird. Die Laugensalze aber haben das Eigenthümliche, daß sie aus der Asche verbrannter Pflanzen ausgelaugt werden. Man entdeckte dieses Salz in den Pflanzen zuerst an der ursprünglich arabischen Pflanze Kali. Wenn man diese verbrennt; so verhärtet sich nach einiger Zeit die Asche und giebt Laugensalz, auch Sode, und von der Pflanze selbst auch Alkali genannt. Laugensalz, Alkali, alkalisches Salz bedeutet alles das Nämliche. Die Mittelsalze nun sind solche, welche die Eigenschaften der beyden ersten Arten so in sich vereinigen, daß sie nach dieser Vereinigung weder die eine noch die andre mehr behalten. Das Kochsalz ist ein Mittelsalz, hier unser Salpeter auch, denn er ist aus Säure und Alkali entstanden. Aber ob beyde gleich zu einer Art Salze gehören; so sind sie doch von einander wesentlich unterschieden. Man hat eine eigne Wissenschaft, die Chymie, welche auf's genauste diese Unterschiede zu entdecken und untrüglich anzugeben weiß. Es ist eine der angenehmsten Wissenschaften, die man aber nicht gebrauchen kann, wenn man nicht vorher fleißig Naturgeschichte, Physik und Mathematik studirt hat. Zuweilen

weilen kann man auch ohne weitere Wissenschaft, blos durch die Sinne schon Unterschiede zwischen den Dingen wahrnehmen, und der Fall ist hier. Ihr könnt durch den Geschmack gewiß gleich den kühlenden bittern Salpeter vom Küchensalz unterscheiden; aber auch durchs Gesicht. So wie das Eis im Winter sich im Wasser ansetzt oder anschiesset, und nach und nach sich zu durchsichtigen, kristallartigen Stücken bildet; so schiesset das Salz im Wasser an und bildet lauter Kristallen. Hier ist nun merkwürdig, daß jede Salzart ihre eigenthümliche, bestimmte Kristallfigur hat. Wenn ihr z. E. einen Tropfen der gemeinen Küchensalzbrühe auf ein Glas tröpfelt und dieses über das Feuer haltet, damit das Wasser abdampfe; so bleibt das Salz zurück und bildet die Figur eines Würfels, der aus mehreren Vierecken zusammengesetzt ist — unterscheidet sich also auch fürs Auge vom Salpeter, welcher in langen sechseckigten zugespitzten Kristallen anschiesset.

Der Salpeter ist der Menschheit ein sehr wichtiges Produkt. Er verwüstet und erhält, nachdem man ihn braucht. Er ist das vornehmste Bestandtheil des Schießpulvers, (die übrigen Bestandtheile sind Schwefel und Kohlenstaub) aber

auch eine der vortreflichsten Arzeneyen. Von seiner Wirkung auf's Blut könnt ihr selbst die Probe machen, wenn ihr an heißen Sommertagen nur eine Messerspitze voll recht gereinigten Salpeters in euer Wasserglas schütret. Ist das Wasser getrunken; so werdet ihr euch bald erquickt und abgekühlt finden. Er dämpt alle heftigen Wallungen im Blute. — Man verfertigt aus ihm mit Hülfe des Vitriols auch das Scheidewasser.

Die Natur bringt ihn nie ganz rein hervor. Sie handelt hierin wie eine weise Mutter, die ihren Kindern, den Menschen, nicht alle ihre Bedürfnisse und Wünsche so leicht befriedigt: sondern sie durch Schwierigkeiten reizt, ihre Kräfte zu brauchen und zu üben und durch diese Uebung selbst vollkommner zu werden. Der Salpeter erhält also seine eigentliche Feinheit und Reinigung erst durch den Fleiß der Menschen. Weil er aus Laugensalz bestehet; so findet man ihn überall, wo viele verfaulte Ueberreste aus dem Thier- und Pflanzenreiche sich befinden. Daher trift man da, wo Vieh- besonders Schaafställe sind, in der Erde sehr häufig Salpeter an, und doch bey weitem nicht soviel als verbraucht wird. In der ganzen Natur ist alles darauf angelegt, die Geschöpfe zu erhalten und

dazu sind denn auch hinreichende Mittel vorhanden. Nie würde es an Salpeter fehlen, wenn ihn der Mensch blos zur Erhaltung seiner Gesundheit brauchte. Wenn man aber im 14ten Jahrhundert *) die Entdeckung macht, daß daraus ein Pulver zu verfertigen sey, welches Menschen und Thiere tödten könne — wenn seit der Zeit die Lust zu morden im Kriege und in der Jagd nicht aufgehört hat — wenn man an den ungeheuern Pulvervorrath denkt, der zu der entsetzlichen Menge von Flinten- und Kanonenschüssen erforderlich ist, die von jener Zeit an bis jetzt, zu Wasser und zu Lande gehört wurden; so wird es freylich begreiflich, daß der Vorrath der Natur nicht hinreicht. Man hat daher auf Mittel gedacht, ihr mehr abzuzwingen und sie zu nöthigen, mehr Salpeter zu bereiten, als sie zu ihren Absichten und Bestimmungen nöthig hat.

Die eigenthümliche Säure des Salpeters ist in der Luft befindlich. Es kam also drauf an, von dieser Säure recht viel herunter aus der Luft und grade dahin zu schaffen, wo recht viel Laugen- oder Pflanzensalztheile sich befinden, damit durch diese

Verei-

*) Wo der Mönch Schwarz, dem man gemeiniglich die Erfindung desselben, zuschreibt, die ausserordentliche Kraft desselben entdeckte.

Vereinigung dann Salpeter entstünde. Man machte daher Haufen von solcher Erde, welche mit vielen Ueberresten aus dem Pflanzen- und Thierreich angefüllt war, und begoß sie fleißig mit Urin oder Mistwasser. Weil nun die Säure aus der Luft sich blos aussen ansetzt; so machte man nicht sowol dicke, als lange und hohe Haufen, die recht viel Oberfläche haben. So entstanden die Salpeterwände, welche wir hier sahen. Sie glichen den Gartenmauern, welche an vielen Orten von Erde um die Gärten statt der Zäune aufgeführet werden. Wenn diese Wände nun hinlängliche Zeit gestanden und genug Luftsäure an sich gesaugt haben; so erzeugt sich überall aussen an der Erde Salpeter. Diese Salpetererde wird mit einer Hake so weit abgekratzt, als sie Salpeter enthält; welches der Salpetersieder leicht schmecken kann.

Nun aber haben wir erst Salpetererde, oder Salpetersalz, welches in der gewöhnlichen Erde vermischt, steckt. Beydes muß also von einander geschieden werden. Aus der Erfahrung ist bekannt, daß sich alle Salze sehr leicht im Wasser auflösen. Dieser Erfahrung zufolge sahen wir denn auch hier, große geflochtne Körbe oder Wannen mit dieser Erde, welche man noch mit einem Drittel Holzasche vermischt hatte, angefüllt. Oben drauf wurde so

viel

viel Wasser gegossen, als sich von selbst einzog. Das Wasser löset alle Salztheilchen dieser vermischten Erde auf, nimmt sie an sich und träufelt nun als Salpeterlauge durch die Wanne in ein darunter stehendes Faß, da hingegen die Erde zurückbleibt, wobey ihr noch merken könnt daß man, um den Salpeter aufzulösen, sechsmal so viel Wasser braucht, als er schwer ist. Will man diese Lauge recht salpeterreich, stark und geschickt zum Versieden machen; so wird sie noch auf andre solche Wannen, deren mehrere, mit Salpeterde und Asche angefüllt, herumstanden, gegossen. Die zurückgebliebne Erde ist nun ausgelaugt, oder das Laugensalz aus ihr herausgezogen; sie wird nicht weggeworfen, sondern von neuem zu einer Salpeterwand gehäuft, da sich denn nach einigen Jahren wieder Salpeter an derselben erzeugt.

Aber auch diese gewonnene Salpeterlauge, welche der Salpetersieder Sod oder Sude nennt, hat noch viel Unreinigkeiten und überflüßiges Wasser bey sich. Sie wird daher zweymal gesotten. Das erste 24stündige Sieden verursacht 1) daß viele Unreinigkeiten sich in einem Schaum oben ansetzen, der fleißig abgeschöpft werden muß, 2) daß das überflüßige Wasser in Dünsten wegdampft, welchen Abgang man durch frische hinzugegoßne

Lauge

Lauge ersetzt, 3) daß sich die gröbsten Unreinigkeiten unten auf dem Boden setzen, worauf man denn die Lauge abschöpft. Ist der Kessel vom Bodensatz gereinigt worden; so wird die Lauge zum zweytenmal hineingeschüttet und nochmals 24 Stunden, unter beständigem Abschäumen gekocht. Ist nun dadurch wieder so vieles Wasser abgedämpft, daß die Lauge hinlänglich verdickt worden; so füllet man sie in andre Gefäße, und stellet sie an einen kühlen Ort, da denn gar bald der Salpeter in Kristallen anschießet.

Auch diese Salpeterkristallen geben nicht den reinen Salpeter, der daher auch erst roher Salpeter genannt wird. Alles Schäumens ohnerachtet ist er noch sehr unrein und besonders mit Kochsalz und Erde vermischt. Man kocht daher diese Kristallen nochmals, damit sich auf diesem Wege die Unreinigkeiten wie bey der gekochten Lauge absondern. Dies Kochen wird so oft wiederholt, als sich noch Unreinigkeiten zeigen; bemerkt man keine mehr, so füllet man mit dieser von neuem gereinigten Lauge wieder Fässer an, wo dann der geläuterte Salpeter in einen großen Klumpen anschießet, und alles Kochsalz im Wasser zurückläßset. Nun wird er auf einem Tuche getrocknet und zu weiterm Gebrauch aufgehoben. Da der Salpeter

peter so häufig gebraucht wird; so könnt ihr leicht denken, daß eine sonst gut eingerichtete Salpetersiederey wohl was einbringen muß. So wurde uns von einer der ansehnlichsten erzählt, die in Warschau sich befinden und nach Abzug aller Unkosten noch 6600 Thlr. Ueberschuß abwerfen soll.

Tuffstein.

Nicht weit von dieser Siederey führte uns der Herr Magister in einen Tuffsteinbruch. Um euch recht nützlich zu werden, ihr meine lieben Leser; so muß ich hier wieder einen kleinen Umweg nehmen, wenn ich meinem Vorsatze getreu bleiben will, euch hauptsächlich durch die Beschreibung unsrer Reisemerkwürdigkeiten Anleitung zu geben, nun auch selbst zu beobachten und darüber zu denken. Zum Letztern gehört hauptsächlich, daß man unter den vielerley Dingen, die man bemerkt und kennen lernt, immer die ähnlichen zusammenzufinden, und die unähnlichen, oder verschiednen gehörig zu unterscheiden weiß. Wer die Kunst verstehet, unter vielerley Dingen rechte wichtige, und merkwürdige Aehnlichkeiten zu entdecken, der bringt Ord-

nung und Festigkeit in seinen Verstand. Wer sich übt, recht schnell vielerley Dinge, durch wichtige und merkwürdige Kennzeichen zu unterscheiden, der lernt dadurch immer richtiger und deutlicher denken. Ein vortrefliches Hülfsmittel hierzu sind gute Eintheilungen oder Classifikationen der Dinge. Eine Classifikation müsset ihr euch so vorstellen, wie einen großen Schrank, in welchem viele Fächer und Schubladen sind; die alle numerirt und bezeichnet sind. In einem Kasten sind Steine, im andern Salze, im dritten Metalle, im vierten brennbare Mineralien. Finde ich nun einen neuen Stein, den ich in meinem Schrank noch nicht habe; so werde ich ihn nicht in den vierten, sondern in den ersten Kasten werfen, wo die Steine sind. Brauche ich Salpeter; so werde ich nicht zu dem ersten, sondern zum zweyten Kasten gehen, in welchem die Salze sind. Auch begreift ihr leicht, daß der Salzkasten, weil es vielerley Salze giebt, wieder seine besondern und zum allerwenigstens 3 Fächer hat, warum grade 3? müsset ihr nun schon wissen. So gut ich nun vielerley Dinge recht ordentlich und ohne, daß ich sie verwechsle, in einem Schranke aufbewahren kann; eben so gut und leicht kann ich ja die Vorstellungen von diesen Dingen recht ordentlich und ohne sie zu verwechseln in mei-

nem Kopfe aufbewahren, welches um deswillen sehr gut ist, weil ich den Kopf überall, einen solchen Schrank aber nicht uberall mit hinnehmen kann. — Habe ich nun gelernt auf Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der Dinge acht zu geben; so werde ich immer wissen, wo ich ein neues Ding, das ich kennen lerne, hinzubringen habe, werde es nicht mit einem andern verwechseln. Hier den Tuffstein z. E. Ich werde mir darunter weder ein Salz, noch ein Metall, noch etwas Brennbares denken; sondern ihn für einen Stein, d. h. für eine verhärtete Erde ansehen. Durch Beobachtungen und Nachdenken habe ich 4 Haupterden unterscheiden lernen: 1) die **Kieselerde**, 2) **Kalkerde**, 3) **Alaun** (oder welches fast das nämliche ist **Thon**) **Erde**, 5) **Bittersalzerde**. Aus Kieselerde kann der Tuffstein nicht bestehen; denn er giebt keine Funken, wenn ich mit dem Stahle dran schlage und schneidet nicht in Glas. Aus Kalkerde wol, denn wir bemerkten viele Gehäuse und Dekken von Schaalthieren darin, welche aus Kalk bestehen. Aus Thon= oder Alaunerde wieder nicht; dazu sind seine Bestandtheile viel zu grob und großkörnicht. Aus Bittersalzerde wieder, denn ein erfahrner Chimist hat gelehrt, im Tuffstein stäcken Bittersalztheile. Bey der Gelegenheit sehe ich,

daß man die 4 Haupterdarten also nicht immer rein und allein; sondern auch oft zusammengesetzt und vermischt antrift. Ich kann also alle Erden wieder in 2 Hauptklassen eintheilen, in a) **reine** und b) **gemischte**. Die 4 reinen kennet ihr, der gemischten sind 3 Arten, nämlich a) **zweyartige** wie unser Tuffstein, b) **dreyartige** z. E. der Wetzstein, welcher ausser der Kalk- und Bittersalzerde noch aus Alaunerde bestehet, c) **vierartige**, wo alle 4 reine Haupterdarten zusammen und untereinander gemischt sind, z. E. die gewöhnliche Feld- und Gartenerde.

Der **Tophstein** (Tufa, Tophstein, Tuffstein, Dukstein, Cementstein, tophus) ist also aus einer zweyartigen Erde zusammengesetzt, deren Bestandtheile, Kalk und Bittersalz sind. Woraus seine Bestandtheile bestehen, wisset ihr zwar nun; aber von seiner eigentlichen Gestalt habt ihr noch keinen Begriff, welchen euch zu geben mir deswegen schwer fallen wird, weil es 1) überhaupt nicht leicht ist Mineralien so zu beschreiben, daß sich ein andrer einen deutlichen Begriff davon machen könne, wenn er sie nicht in der Natur gesehen hat; und 2) sind der Arten des Tuffsteins so viele, daß meine Beschreibung nur auf einige Arten, auf andre aber nicht passen würde. Ich will euch also die Merk-

male

male wenigstens angeben, die man bey den allermeisten findet und dann vom Langensalzer besonders reden. Sollte ich euch also den Stein ganz im Allgemeinen beschreiben; so würde ich euch sagen, daß es ein körnigter, mehrentheils lockrer Kalkstein sey, der sich gewöhnlich in ganzen Brüchen findet. Meistentheils hat Tophstein das lockere Wesen an sich, welches ihr der wohl alle schon an den Bimstein werdet bemerkt haben, ist mürbe, röhricht, durchlöchert und hängt in seinen Theilen nicht dicht aneinander. Aber weil man auch, wiewohl seltner, Arten antrifft, deren Theile sehr fest und so dicht zusammenhängen, daß man sie beynahe poliren und kaum durch den Hammer zerschlagen kann; so sagte ich, daß er mehrentheils ein lockrer Kalkstein sey. So verschieden der Zusammenhang seiner Theile ist, so verschieden sind auch seine Gestalt und Farben. Man findet runden, kegelförmichten, röhrichten, weissen, gelben, grauen und braunen. — Der, welchen wir sahen, gehörte nicht zu den festen Arten. Er war mürbe und theils weiß, theils erdfarbig, sehr durchlöchert oder porös, überall mit kleinen Röhrchen durchlaufen und mit Schalengehäusen angefüllt. Ausserdem sah er wie ein gewöhnlicher Kalkstein aus. Zuweilen soll man auch hier in demselben Spuren von Blätterabdrücken finden;

 so

so wie man auch häufig in andern Arten mit Steinrinde überzognes Moos, Stroh und Reisig gefunden hat. Aus diesen Dingen, welche man darin antrift, schliesset man, daß der Tuffstein durch's Wasser sich bilden müsse, und zwar auf die Art etwa:

Wo eine Quelle fließet, die viele Kalktheilchen bey sich hat; da bleiben diese während dem Fortlaufe nach und nach wegen ihrer Schwere zurück, setzen sich an und verhärten endlich in die Länge zu einer Steinrinde. So setzt eine Quelle in den Radstuben der Mühlen zu Oberweimar so vielen Tuffstein an, daß ihn die Müller oft in großen Stücken losbrechen können. An einer Radwelle, die erst vor zwey Jahren neu gelegt war, hatte sich die Tuffsteinrinde schon einen Zoll hoch angesetzt. Eben so senken sich auch in stehenden Wassern die Kalktheile zu Boden, setzen sich an die Inn- und Aussenseiten des Schilfs und der Schneckengehäuse an und verhärten in die Länge der Zeit. Die Pflanzentheile verfaulen zwar, wowoher das Löcherichte und Poröse im Tuffstein zu erklären ist, lassen aber in der Form und Figur, welche der Tuffstein, da er noch weich war, durch sie erhielt, Spuren genug ihres ehemaligen Daseyns zurück. Wenn ihr euch von der Möglichkeit dieser Verwandlung des Wassers in Stein, oder

um

um deutlicher zu reden, von der Verhärtung der im Wasser befindlichen erdigten Theile überzeugen wollt; so untersucht einmal Kessel in denen gekocht wird. Ueberall wo viel Kalkwasser ist, werdet ihr das Innere der Kessel mit einer Rinde überzogen finden, welches wahre Tophe ist. Man kann daher ziemlich sicher muthmaßen, daß da, wo man jetzt Tophsteinbrüche antrifft, ehedem stehende Wasser gewesen seyn müssen, die nach und nach ausgetrocknet sind. Aber man findet auch noch häufig Tuffstein im Wasser. Solche Wasser, die viel Tuffsteintheile in sich enthalten, bekommen dadurch die Eigenschaft, daß sie Körper über und über mit einer Steinrinde überziehen, welches man incrustiren nennt, von crusta die Rinde. Solch ein Wasser findet sich z. B. im Carlsbade bey Eger in Böhmen.

Als Kalkstein kann schon an sich der Toffstein gut zum Bauen gebraucht werden. Man braucht ihn aber noch lieber als jenen, weil er immer fester wird und die Nässe nicht durchlässet. In Holland, das beynahe über die Hälfte von der Nordsee eingeschlossen und ganz mit Wasserkanälen durchschnitten ist, wird er ein besondres Bedürfniß. Man pulverisirt den Tuffstein, vermischt ihn mit lebendigem Kalk und mauert mit dieser Masse und zwey-

mal gebrannten Ziegelsteinen die Keller aus, welches sie hinlänglich gegen das Eindringen des Wassers verwahrt.

Hier bey diesem Steinbruch sahen wir die Tuffsteine mit vieler Sorgfalt übereinandergelegt, weil sie ebenfalls zum Bauen bestimmt waren.

Nutzen der gymnastischen Uebungen — Oelmühle — Glättmaschine.

Gar nicht weit von diesem Steinbruch war für uns wieder ganz etwas Neues, wovon wir uns schlechterdings keine Vorstellung zu machen wusten — eine Glättmaschine, die in einer Oelmühle angebracht war. Aber ein Bach schnitt den graden Weg dahin ab. Das nöthigte unsern lieben Führer den Herrn Magister einen großen Umweg zu nehmen, der an ein bequemes Brückchen führte. Wir waren im Begriff ihm nachzufolgen; aber da spähete Wenzel den Schleusenbalken aus, der kaum unter dem Wasser hervorragte, rief: „eine Gymnastik! eine Gymnastik!" marschirte drüber hin ans jenseitige Ufer — die andern alle hinterdrein — und wir musten wohl die Gymnastik mitmachen,

machen, wenn wir bey unsern lieben Kleinen bleiben wollten. Nach einer ziemlichen Weile kam erst der Herr Magister zu uns und — schalt gar nicht über unsre Kühnheit oder brodlose Künste, sondern prieß uns vielmehr glücklich, daß wir unsre Kräfte übten, geschickter brauchen lernten und dadurch es in weniger Zeit viel weiter gebracht hätten, als er in vielen Jahren. Er würde nie auf diese Art und in so kurzer Zeit über's Wasser haben kommen können, weil man zu seiner Jugendzeit sich gar nicht um den Körper und dessen Kräfte, sondern blos um die Seele und hauptsächlich um das Gedächtnißvermögen der Kinder bekümmert hätte. Er sagte nun noch während wir fortgiengen, so viel Schönes über den rechten Gebrauch der körperlichen Kräfte, daß unsre Kinder recht erbaut wurden und wieder einmal das Vorzügliche ihrer Schnepfenthaler Erziehung fühlten, wohin denn auch die Uebungen gehörten, auf einen erhöheten, langen, schmalen, schwankenden Balken mit Sicherheit, Festigkeit und ohne Furcht gehen zu lernen.

Mitlerweile waren wir zur Oelmühle gekommen. Ob es eine unter- oder oberschlächtige war kann ich mich doch wirklich nicht mehr genau entsinnen. Genug das Wasser griff hier, wie bey

den gewöhnlichen Wassermühlen in die Schaufeln des Wasserrades und drehte es herum. Die durchs Wasserrad gehende große Welle, welche aussen nur sehr wenig, innerhalb der Mühle aber gröstentheils völlig sichtbar war, ward mit dem Wasserrade zugleich herum bewegt. Diese beständige Bewegung der Radwelle, welche durchs Wasser verursacht wurde, wäre nun schon zu der Absicht hinreichend gewesen, die man durch eine Oelmühle erreichen will. Denn diese ist keine andre, als den Flachssaamen oder Lein (S. B. II. dieser Reisebeschreib. p. 103. und 151.) so stark zu pressen, bis das darinn befindliche Oel herausfliesse. — Es gieng wol mit dieser Radwelle schon, aber langsam. Die an der Radwelle angebrachten Tangenten brauchten eine ziemliche Zeit ehe sie den Schlägel faßten, und in die Höhe hoben, damit er durch seine eigne Schwere wieder herabfiele und den Leim preßte. Daher ward das Vorgelege erfunden, wozu ein Stirnrad gehört, das vorn an der Radwelle befestigt ist, vermittelst eines eignen Getriebes in die Tangentenwelle eingreift und so bewirkt, daß sich diese Tangentenwelle noch einmal so geschwind, und nach Beschaffenheit der Einrichtung wohl noch geschwinder herum drehet, als die träge Radwelle. Diese Tangenten=

oder

oder Daumenwelle hebt nun mit ihren Daumen, Tangenten oder Hebarmen ebenfalls, aber nur weit geschwinder die Stampfer in die Höhe, die nun auch geschwinder, folglich mit doppelter Kraft in den Grubenstock zurückfallen, da den in den Vertiefungen befindlichen Leim zermalmen und so zur eigentlichen Pressung vorbereiten. Ist dies geschehen; so wird der Leim in einen Kessel oder auf einer eisernen Platte einige Augenblicke über's Feuer gebracht, damit ihn die Hitze, durch ihre ausdehnende Kraft, noch geschickter mache, das Oel fahren zu lassen. Hierauf schlägt man ihn, noch warm in ein härenes Tuch, legt ihn in einen blechernen Durschlag und steckt ihn so in ein neben der großen Radwelle befindliches, viereckigtes Loch, das unten mit Oefnungen versehen ist. Im Loche selbst oben ist nun noch ein kleiner Raum übrig, welcher durch die Spitze des Preßkeils ausgefüllt wird, den man hinein steckt. Sodann wird der Schläger losgehängt — die Radwelle hebt ihn mit den Tangenten — er fällt mit seiner ganzen Last auf den Preßkeil herab, treibt diesen tiefer — und nach einigen Stößen siehet man das Oel herausquillen, das nun herausgepreßt, oder eigentlicher, geschlagen worden ist.

Was sagt ihr meine lieben jungen Freunde, zu dieser Beschreibung? Sie ist euch unverständlich, sie ist grade da, wo ihr die deutlichste Erklärung erwartet, in Ausdrücken abgefaßt, die gewiß die meisten von euch noch nie gehört haben, und die euch also nothwendig eine dunkle Sache noch dunkler machen müssen. Aber es kostet euch nur einige Worte; so wird euch meine Beschreibung verständlich und von der Sache selbst nach allen ihren Eigenthümlichkeiten, die denn auch ihre besondern Namen haben, eure Vorstellung Licht und klar werden. Ich habe das Meinige gethan, thut nun auch das Eurige. Es wird kein einziger unter euch seyn, der nicht wenigstens einen Freund hätte, welcher ihn in eine Oelmühle führte, und die Sachen kennen lehrte, deren Namen ich hier nur angeführt habe. Diesen bittet nur, und euch wird geholfen werden! Meine Beschreibung ist euch nützlich genug gewesen, wenn sie euch veranlaßt hat, die Sache selbst kennen zu lernen, um nicht immer aus Büchern, sondern aus eigner Erfahrung von etwas Nützlichem reden zu können — wenn sie euch ein Bischen auf die Spur geholfen hat, wonach ihr wohl in einer Oelmühle fragen und euch umsehen müsset — wenn sie euch behülflich gewesen ist, die Ordnung der Theile, aus welchen

chen die Maschine zusammengesetzt ist, recht einsehen zu können, ohne eure Begriffe zu verwirren.

Wozu den Kindern ein Laufband, die selbst gehen können? Wozu euch, eine weitläuftige Beschreibung einer Oelmühle, die mir gewiß einige Bogen weggenommen haben würde, da ja in jeder deutschen Provinz, wo der Flachsbau nur etwas stark getrieben wird, eine Oelmühle gar nichts seltnes ist? wenigstens lange nicht so selten als eine Glättmaschine, deren Einrichtung eben deswegen hier sehr geheim gehalten wurde, weil sie nicht sehr gemein ist. Was wir davon zu sehen bekamen, will ich euch mittheilen.

Dicht neben der Radstube traten wir in eine Kammer, worinn sich ein einziger Mensch blos damit beschäftigte, einer eisernen Stange die perpendikular (ob euch der Perpendikul an der Uhr wohl nicht schon drauf bringe, was dieser Ausdruck heissen möge?) von der Decke in der Mitte des Gemachs herabhieng, einen Bogen nach dem andern unterzuschieben. Diese perpendikulare eiserne Stange war an einer andern horizontalen oben befestigt, die an der Decke weg, durch die Mauer in die Radstube fortlief. Diese Stange bewegte sich dem Anscheine nach von selbst regelmässig vorwärts und

wieder

wieder zurück und mit ihr zugleich die Perpendikularstange. Letztere streifte allemal über den untergelegten Bogen der Länge lang, mit solchem gewaltigen Druck hin, daß auf dem ganz rauhen Bogen eine glänzende völlig glatte Spur zurück blieb. Der Mann schob nun den Bogen weiter und so entstand dicht neben dem glatten Streif ein zweyter und so fort, bis der ganze Bogen geglättet war. Dann ward wieder ein neuer untergeschoben u. s. w. Der Vortheil einer jeden Maschine, in der nämlichen Zeit mit viel größerer Geschwindigkeit weit mehr zu leisten, als viele Menschen, welche doch am Ende ermüden würden, war auch hier begreiflich. Viele Menschen würden weit mehr Zeit gebraucht haben, um vermittelst des Glättsteins und ihrer Hände so viele Bogen zu glätten, oder (wie man eigentlich sagt) so viele Preßspäne zu bereiten, als hier ein einziger Mann vermittelst dieser Maschine in einem einzigen Tage lieferte. — Ob uns nun gleich der eigentliche Zusammenhang nicht gewiesen wurde, vermittelst welches dem Eisen die Kraft mitgetheilt wurde, die Preßspäne glatt zu reiben; so ließ sich doch aus der regelmäßigen Bewegung, aus der Verbindung des Eisens mit der Radstube und aus dem Umstande, daß der Besitzer dieser Glättmaschine blos deswegen

gen die Oelmühle gekauft habe, um diese Maschine anlegen zu können, so viel schließen, daß die Kraft der Bewegung den eisernen Stangen von der Radwelle mitgetheilt werden müsse, welche vom Druck des Wassers beständig herumgedrehet wird.

„Und der Nutzen, der Gebrauch dieser Preßspäne?“

Nur eine kleine Geduld! Wir werden bald mit der Verfertigung einer gewissen Sache bekannt gemacht werden, die von diesen Preßspänen größtentheils ihre Schönheit erhält. Indessen, bis wir zur Stadt kommen, denkt selbst nach! Wir stießen bey unserm diesmaligen Spatziergange wieder auf die Trümmer einer Waidmühle und lernten weiterhin etwas noch nicht Gesehenes, kennen — eine Schiebekarre mit 2 Rädern.

Aberglauben.

Einsame Ruinen verschaffen dem nachdenkenden Forscher ihrer Geschichte, oft mehr Unterhaltung, als die neuesten Palläste, in welchen der Reichthum alles in beständiger Bewegung erhält.

Alle

Alle Kunstliebhaber versichern uns das, wenn sie aus Italien wiederkommen, einem Lande, wo in den vorigen Jahrhunderten, die grösten Meisterstücke der Malerey Bildhauerey und Baukunst hervorgebracht wurden. Ein geschmackvoller Reisender verweilt dort weit lieber bey den alten Trümmern eingefallner Tempel, Thriumphbogen und Säulen, als in den unversehrten, geschmückten Pallästen der römischen Fürsten; und das aus dem nämlichen Grunde, warum ein junger Mensch, der sich im Zeichnen üben wollte, lieber das Zeichenstück seines Meisters, wenn es auch halb beschädigt wäre, als ein buntfarbigtes Stück seines Mitschülers, wenn es auch noch ganz, und im schönsten vergoldeten Rahmen eingefaßt wäre, nachzeichnen würde. Ich weiß nicht, ob es Nachahmungssucht, oder Reisestolz, oder eine gewisse Hofnung war, durch Aufmerksamkeit vielleicht doch wohl da noch etwas Merkwürdiges zu entdecken, wo niemand dergleichen vermuthete; — genug wir waren auf alle Denkmäler und Ueberbleibsel der vorigen Zeiten sehr aufmerksam Und wenn wir gleich eben kein vorzügliches Kunstwerk fanden, wobey unser Geschmack hätte gewinnen können; so gieng doch unser Herz und Verstand nicht leer aus.

Da sahen wir vor der Stadt einen grünen Platz mit einer Mauer umgeben, der uns eine merkwürdige Lektion über den Aberglauben gab. Die Mauer war noch das Ueberbleibsel einer ehemaligen, sogenannten, Lieben Frauenkirche, die hier gestanden hatte. Da nun alles hier nach Luthers Zeiten die päbstlichen Lehren verließ und sogar Höpfner der letzte Abt des bey der Stadt gelegnen Klosters Homburg Bürgermeister zu Langensalza ward; so mochte auch wohl diese Kirche (die dem Namen nachzuschließen der Jungfrau Maria geheiligt und vermuthlich den Mönchen zugehörig war) eingegangen seyn. Unter den gemeinen Leuten glauben nun hier noch manche, daß die Mönche, ehe sie die Kirche geräumt, ihre Schätze unter derselben vergraben, und bestätigen diese Meynung noch durch ein andres Mährchen, daß nämlich nach Verlauf einer gewissen Zeit, sich ein Mönch, aus Italien sehen lasse, welcher die Stellen besichtige und gewisse Zeichen untersuche, an denen er sehen könne, ob die Schätze noch unversehrt da lägen. Der gemeine Mann, der in den gewöhnlichen Schulen nicht unterscheiden, prüfen und das Wahre vom Falschen absondern lernt, glaubt solche Dinge leicht, und am allerleichtesten, wenn sie etwas andächtig klingen, wenn in den Erzäh-

lungen von Kirchen und Mönchen vorkömmt. — Dazu kommt noch ein gewisser Wahn, in welchem so manche unerfahrne und schlecht unterrichtete Leute stehen, daß nämlich viel Geld und große Reichthümer den glücklichen Mann in der Welt machten — und nun entstehen aus jenem Aberglauben und diesem Irrthum allerley thörichte Einfälle, eitle Wünsche und schädliche Begierden. — So hat man auf diesem Platze in der Nacht schon oft Leute bemerkt, und nachher Spuren von vorgehabter Schatzgräberey entdeckt. Die armen Leute, die noch nicht einmal wusten, daß Gesundheit viel was Köstlicheres als Reichthum sey, und daß der gesunde Mensch auch vermögend sey, sich so viel zu erwerben, als er braucht! Und ist der nicht reich genug, der das hat was er braucht! Lernt, meine Lieben, in eurer Jugend eure Kräfte brauchen, üben und bilden, dann habt ihr den grösten Schatz in euch selbst, den euch kein Sterblicher weggraben kann, da hingegen ergrabne Schätze (die man ohnedem äußerst selten findet) durch tausend Zufälle in einem Augenblicke zerstört werden können.

Je häufiger man jetzt sogar von erwachsnen und sonst verständigen Leuten hört, daß sie sich vom Aberglauben bethören und durch zu große Leichtglaubigkeit an wunderbarscheinende Dinge betrügen

und blenden lassen; desto ernstlicher wünsche ich, daß man von euch, wenn ihr einst Männer seyn werdet, dergleichen nicht sagen möchte. Höret, aber glaubt nicht alles. Es gehet in der Welt alles hübsch natürlich zu, das heißt: alles hat seinen guten Grund, Ursache und Zusammenhang. Wenn man uns daher Dinge aufschwatzen will, in denen gar kein Zusammenhang, vielmehr Widerspruch und Ungereimtheit vorkommt; so ist zweifeln besser, als blind glauben. Jedem Knaben, jedem Jüngling, der sich anständig und bescheiden auszudrücken wüßte, würde ich in solchen Fällen noch rathen, seine Zweifel behutsam vorzutragen, und auf eine nicht beleidigende Weise Einwendungen zu machen. Das würde das Mittel seyn, der Wahrheit näher zu kommen und den Fehler der Leichtglaubigkeit zu vermeiden.

Hört hier eine Geschichte, die sich erst kürzlich in einem katholischen Fürstenthum zutrug, meines Wissens noch nirgends bekannt ward, und die schlimmen Folgen des Aberglaubens recht deutlich zeigt:

Vor kurzem kam ein Mann ins Land, gab sich für einen Heiligen aus und nannte sich Konrad. Er wußte die Leute durch allerhand Künste, Betrügereien, Versprechungen, durch Vorzeigung ei-

nes sogenannten Erdspiegels (in dem sie alle Schätze der Welt, und selbst den Himmel mit seiner ganzen Herrlichkeit sehen sollten,) so zu bethören, daß sie über der Begierde, die reichsten und glücklichsten Menschen der Erde zu werden, Ruhe, Zufriedenheit und Vermögen verloren. — Er errichtete ganz insgeheim eine Gesellschaft, mit welcher sich alle solche Leute verbanden und die er die heilige Konradsgesellschaft nannte. Er bekam so viel Zulauf, daß sich seine Gesellschaft den ganzen Rhein hinunter bis Mainz ausbreitete und im Hauptort des Landes wol allein auf 3—400 Mitglieder belief. Jeder Thor, der zu dieser Gesellschaft trat, mußte nach seinen Vermögensumständen eine gewisse Summe Geld geben. Der geringste Beytrag war 5, der höchste 30 Gulden. Dann ward ihm ein Buch vorgelegt, welches das Ordensbuch genannt wurde, in das er sich einschrieb und ewige Verschwiegenheit gelobte. Wenn's dem heiligen Konrad einfiel, mußten die Mitglieder mit ausgespannten Armen, betend, unter freyem Himmel knien, durften ganzer 14 Tage keinen warmen Bissen essen, und der Himmel weiß! was sonst noch thun. Um die Leute in ihrer Leichtglaubigkeit zu erhalten, gab er wirklich manchmal dem Betenden die Summe Geldes, um die er flehte, hatte

aber allemal vorher einen andern durch List darum gebracht. So schwatzte er dem einen vor, er hätte seine Aeltern im Fegefeuer gesehen, (nach der Lehre der Katholicken ein Ort der Strafe und Quaal, wohin die Verstorbenen kommen) zeigt ihm auch in seinem Spiegel, wirklich zwey menschliche Figuren, die die Arme nach ihm ausstrecken. Der Mann geräth über diesen Anblick in Angst, fragt was zu thun sey, um seine armen Aeltern zu erlösen. Konrad fordert ihm 25 Gulden ab, um dafür zum Besten der Verstorbenen, Messe zu lesen *), und erhält sie. — Einem andern, von dem er wußte, daß er 80 Thaler liegen hatte, sagt er, er wollte machen, daß er auf dem Abend noch 80 Thaler dazu erhielte, wenn er mit ihm betete. Der Bauer, der wol nie dran gedacht hatte, was beten eigentlich heiße, wie und warum man beten müsse, fängt von Herzen an zu beten und findet wirklich gegen Abend, da ihm Konrad erlaubt, nach seinem Gelde zu sehen, die Summe doppelt. Nun glaubt er

*) Messe lesen ist eine gottesdienstliche Handlung der Katholicken, von der sich aber durch eine kurze Beschreibung kein deutlicher Begriff machen läßt. Denkt euch einstweilen dabey dies: Konrad habe für die Erlösung der Seelen im Fegefeuer beten wollen.

steif und fest an die Wunderkraft des heiligen Konrads. Diesen Aberglauben macht sich der Betrüger zu Nutze, und versichert ihn, wenn er sein Gebet die ganze Nacht fortsetzte; so würde er sein Geld am Morgen vierfach vermehrt finden. Voller Freuden fängt der Bauer wieder an zu beten. Da ihn aber Fasten und eifriges Beten am Tage schon abgemattet hatten; so schläft er über dem Beten ein. Hierauf wartete nur Konrad, nahm die 160 Thaler und machte sich fort.

Dergleichen Streiche übte er unzählige aus, und doch blieben sie lange verschwiegen. Endlich ward das Gerede davon zu laut und kam einem Geistlichen zu Ohren. Dieser läßt seine Beichtkinder, die zur Gesellschaft gehörten, zu sich kommen, fragt sie aus, und verspricht zu ihrem Orden zu treten, wenn sie ihm das Buch zum Einschreiben verschafften. Das Buch wurde gebracht und überzeugte den rechtschaffnen Geistlichen vollends von den Betrügereien des Konrads und dem Aberglauben der Betrognen. Er überreichte es der Landesregierung. Diese ließ alle, deren Namen im Buche standen, vorfordern und ihnen eine große Tafel anhängen, worauf stand: Strafe des Aberglaubens! Mit dieser Tafel behangen und in den Händen zwey schwarze, brennende Kerzen haltend, mußten

mußten sie in der Kirche zum Beyspiel und Warnung andrer öffentlich hintreten. — Weil man fand, daß nicht nur gemeine Leute, sondern viele Vornehme und Geistliche zu diesem Orden getreten waren, verfuhr man mit der ganzen Gesellschaft gelinde, schonend und suchte die Sache zu unterdrükken. Nur ein gewisser Advokat, der mit Konrad den Briefwechsel für die ganze Gesellschaft führte, ward auf die Hauptwache, und auf Konrads Auslieferung ein ansehnlicher Preiß gesetzt.

Denkt fleißig an den heiligen Konrad und glaubt nicht alles, was die Leute sagen. Viele Leute erzählen Mährchen, ohne daß sie damit betrügen wollen, wie Konrad; aber sie sind betrogen worden und erzählen leichtglaubig genug nach, was man ihnen vorschwatzt. Indessen muß doch wol ein junger Mensch, der schon solche Bücher, wie diese Reisebeschreibungen lieset, ohngefähr merken können, ob man ihm Wahrheit oder Mährchen vorsagt.

Ein Kapitel zu einer Kindergeographie.

Zur Abwechselung meine lieben jungen Leser, wollen wir uns einmal vorstellen, ihr wäret meine Schüler und ich euer geographischer Lehrer, die Stadt Langensalza wäre der Gegenstand unsrer heutigen Lektion; so würde ich euch etwa so unterhalten:

Langensalza ist eine thüringische Stadt, die so etwa zwischen Mühlhausen, Eisenach, Gotha und Erfurt mitten inne liegt. Ihr wisset daß sich mehrere Herren in Thüringen theilen, und dessen Städte also auch verschiedne Besitzer haben. Eisenach z. B. gehört dem Herzog von Weimar, Gotha dem Herzog von Gotha, Erfurt dem Churfürsten von Maynz und Langensalza dem Churfürsten von Sachsen. — Ein großer bekannter Fluß zeichnet die Lage der Stadt nicht aus, nur ein kleines Wässerchen, die Salze, fließet dran weg. — Einen merkwürdigen Berg in der Nähe wüßte ich nicht; aber eine Anhöhe vor der Stadt ward 1761 mit Menschenblut gedüngt. Die Preußen, Hannoveraner und Hessen schlugen sich hier mit den Sachsen und siegten. Auf einer andern Anhöhe stand ehedem

das

das Kloster Homburg, welches Kaiser Karl der Große im Jahre 772 stiftete. Daß die Mönche wol so einsam und heilig nicht lebten, als sie der Welt immer glauben machen wollten — daß sie wohl etwas mehr thaten, als beten und singen, beweisen die Spuren eines unterirrdischen Ganges, der von diesem Kloster zur Stadt führen soll. — Wenn nun gleich hier weder Bergwerke noch Schiffahrt sind; so bauen dafür die Einwohner ihre Aekker und Wiesen und können sich hinreichend nähren. Der Boden ist fruchtbar und liefert ihnen reichlich Gemüse und weit mehr Getraide als sie brauchen; die guten Wiesen geben hinlängliches Viehfutter, so ist denn auch für Milch, Butter, Käse und Fleisch gesorgt. — Außer den gewöhnlichen Ständen und Professionisten, die sich durch ihre überall bekannten Geschäfte das Nöthige erwerben, findet man hier einen großen Theil der Einwohner damit beschäftigt, Tücher und alle Arten von Zeuge zu verfertigen, wovon aber im Orte selbst beynahe gar nichts abgesetzt, sondern das Meiste auswärts, besonders auf den Handelsmessen zu Leipzig, Frankfurt und Braunschweig verkauft und zu Gelde gemacht wird. Auf die Weise könnt ihr schon selbst begreifen, daß es um den Nahrungsstand dieses Orts gut stehen müsse, da sie die er-

sten und nöthigsten Lebensbedürfnisse sich selbst auf eignem Boden bauen und noch obendrein durch den Fleiß ihrer Hände Geld zu verdienen wissen. — Indessen gehet für zwey Artickel wieder Geld auswärts, nach Bamberg und Artern. — Aus dem Bambergschen, das wegen seiner vorzüglichen Viehzucht bekannt genug ist, lassen sich die hiesigen Seifensieder ihr Talg kommen, und aus der Gräflich-Mannsfeldischen Stadt Artern, die auch dem Churfürsten von Sachsen gehört und besonders wegen des dortigen, großen Salzwerks bekannt ist, müssen die Langensalzer auf Churfürstlichen Befehl eine gewisse Portion Salz nehmen, wenn sie gleich anderswo z. B. in Kreutzburg, Salzungen oder Schmalkalden besseres und wohlfeileres Salz bekommen könnten, damit es dem dortigen Salzwerk nicht an Absatz und folglich der churfürstlichen Kasse nicht an nöthiger Einnahme fehle.

Das Aeussere der Stadt selbst ist eben nicht vortheilhaft und kann es schwerlich seyn, weil der Ort zu alt ist. Der gewöhnliche Graben und eine Mauer mit kleinen Thürmen laufen um die Stadt, die sich weder durch einen großen Umfang, noch durch breite, gut gepflasterte Straßen, vorzügliche

liche Gebäude oder dergleichen auszeichnet. Das Rathhaus ist unter den öffentlichen Gebäuden noch am besten gebauet. Wenn das auch dem Fremden beym ersten Eintritt in die Stadt nicht behagen sollte; so befinden sich doch gewiß die Einwohner sehr wohl dabey. Sie haben durch Kriege viel gelitten und sich in Schulden gesteckt. Wie kluge und treue Haushälter haben sie sich erst bemühet durch Sparsamkeit und häusliche Lebensart diese abzutragen, und jetzt ist man auch darauf bedacht, die Stadt zu verbessern, und fängt mit dem Strassenpflaster, als dem Nöthigsten an.

Eine große Stadt, die doch wenigstens eine Meile in Umfange haben muß, dürft ihr euch eben unter Langensalza nicht denken, indem man sie füglich in 3/4 Stunden umgehen kann, und nicht viel über 7000 Menschen hier wohnen. Vor 10 Jahren waren hier wohl 200 Menschen weniger, weil ansteckende Krankheiten, faule Fieber, Blattern, Masern, Keuchhusten, Theurung und allzuschlechte Kost die Sterblichkeit sehr befördert und folglich die Menschenzahl sehr vermindert hatten.

Wundern würdet ihr euch, wenn ihr einmal hinkämet, eine Judenstraße und doch keinen einzigen Juden da zu finden. Ehedem wurden sie hier

geduldet, aber, wie aus mehreren Orten, deswegen vertrieben, weil man ihnen eine Brunnenvergiftung Schuld gab. Nicht wahr, Hinz, wenn dich der Stolz übernimmt, daß du grade und dein bucklichter Nachbar Kunz krumm gewachsen ist; so machst du dich über ihn lustig und spottest seiner. Da weicht denn die Güte von deinem Herzen, du fängst gar an ihn zu hassen und möchtest ihn auch wohl verfolgen, wenn du nur einen Vorwand hättest. O der findet sich dann leicht, darfst auch nur sagen: er hätte die Brunnen vergiftet.

Juden sind denn also hier nicht, aber dafür etwas, was ihr nirgends weiter in Deutschland, als in den beyden Reichsstädten Nürnberg und Hamburg findet. Auf so etwas dächte ich, müßtet ihr schon aufmerksam werden, und wärt ihr's etwa noch nicht; so bitte ich euch sogleich, alle eure Achtsamkeit zusammen zu nehmen, denn es kömmt ein neuer Begriff dabey vor, und da giebt's wie ihr wisset, immer viel zu erklären. Diese Merkwürdigkeit ist — eine privilegirte Seidenwirkerzunft. Den Seidenwirker kennt ihr aus der Technologie, aber von einer Zunft habt ihr keine Vorstellung. So hört:

Eine Zunft, Innung, auch Gilde genannt, ist eine Verbindung, welche Kaufleute oder

gewiß=

gewisse Handwerker unter sich schließen, daß sie allein und niemand anders gewisse Produkte verarbeiten, gewisse Dinge verfertigen — daß sie allein und niemand anders gewisse Waaren und Arbeiten an Fremde verkaufen soll. Wenn also in Langensalza jemand noch so geschickt seidene Zeuge zu weben wüßte, und er gehörte nicht zur verbundnen Gesellschaft der dortigen Seidenwirkerzunft; so dürfte er nicht das Mindeste aus Seide verarbeiten. Dieses Vorrecht, welches die Zunftgesellschaft vor andern voraus hat, heißt ein Privilegium, welches ihr der Landesherr ertheilt. Solche Zünfte geben sich ihre eigne Einrichtung und Gesetze, die bey den meisten Zünften sehr alt, und noch bis jetzt gültig sind. Die ganze Zunft z. E. hat einen Kasten, in welchem die Papiere, Briefe, Meisterstücke und Gelder der Gesellschaft verwahret werden. Dieser Kasten heisset die Zunftlade. Diese hat gewöhnlich der jedesmalige Zunftmeister im Hause. Den Zunftmeister wählen die Meister allemal unter sich. Er hat auf die Erhaltung, Ordnung und Rechte der Gesellschaft zu sehen. Was ein Meister ist, wisset ihr wol alle, die ihr von Meister Schuster, Meister Schneider u. s. w. habt reden hören. Das Wort Meister ist ein Ehrentitel, der anzeigt, daß ein Mann nun sein Hand-

werk hinlänglich erlernt hat, um sich mit seinen Arbeiten selbst ernähren zu können, indem er die Freyheit hat, jetzt seine Arbeit zu verkaufen, da er hingegen als Geselle, nicht für sich selbst, sondern für einen Meister arbeiten mußte, wo er auch nicht die Freyheit hatte, zu machen, was er wollte, sondern was ihm sein Meister aufgab. Will der Geselle Meister werden; so muß er unter andern, der Zunft Atteſtate seines Fleißes und Wohlverhaltens, von den Meistern, bey denen er gelernt und bisher gearbeitet hat, beybringen, — hat ein Meisterstück zu verfertigen, wobey er Fleiß und Geschicklichkeit anwendet, daß es recht gut ausfalle, denn nachher beschauen es die Meister und wenn grobe Fehler dran sind, läßt man ihn nicht zu — muß auch für das Meisterrecht, welches ihm ertheilt wird, ein Gewisses an Geld in die Zunftlade erlegen. Der Gesellenstand selbst folgt, wenn man Lehrjunge gewesen. Lehrjunge kann jeder werden, der, gewöhnlich im 14ten Jahre, aus der Schule entlassen wird und nun Lust zu irgend einem Handwerk hat. Er kömmt zu irgend einem Meister, bey dem er arbeitet und allen nöthigen Unterricht im Handwerk empfängt. Diese Lehrzeit dauert einige Jahre, während welchen, der Lehrbursche nichts verdienet, sondern dem Meister alles um-

sonst

sonst arbeiten, auch wol noch Lehrgeld dazu geben muß. Ist aber seine Lehrzeit aus, die bey jeder Zunft bestimmt ist; so erhält er einen sogenannten Lehrbrief, worinn ihm über sein Verhalten ein Zeugniß und Empfelung zu weiterm Fortkommen gegeben wird. Hiermit versehen, macht er sich auf die Wanderschaft, und sucht anderwärts, in fremden Orten als Geselle unterzukommen. Der Hauptzweck dieser Wanderschaft, die auch wieder ihre bestimmte Zeit hat, ist, daß der junge Bursche sich auswärts mehrere Kenntnisse und Geschicklichkeiten in seinem Handwerke erwerben soll, dadurch, daß er vielerley Neues siehet und nachzulernen und zu verfertigen sucht, wozu er zu Hause keine Gelegenheit hatte. Als Geselle bekömmt er nun von seinem neuen Meister, einen gewissen Wochenlohn, hat auch Vorzüge vor den Lehrjungen, die etwa bey dem nämlichen Meister sich auch befinden. —

Das wäre so etwa die Hauptsache bey der Zunfteinrichtung. Ausserdem sind nun bey allen diesen Vorfällen noch mancherley Gebräuche üblich, die aber zum Theil albern, zum Theil schädlich, zum Theil aber auch in mehrern Ländern abgeschaft sind, von denen ich ohnedem, der Weitläuftigkeit wegen, nichts weiter sagen darf. Nur das merkt noch,

noch, daß eine solche Zunft, diejenigen, die sich nicht zu ihr bekennen oder ihrer Einrichtung unterworfen haben, aber doch Arbeiten zum Verkauf verfertigen, Pfuscher nennen, strafen und nicht dulden.

Von allen häufigen und nöthigen Handthierungen trefft ihr in jeder Stadt Zünfte oder Innungen an; das Seidenweben aber muß, wie ihr hieraus schließen könnet, weder in Deutschland gemein, noch zu den unentbehrlichsten Geschäften gehören, da in ganz Deutschland nicht mehr als 3 Seidenwirkerzünfte existiren, wie mir der Eigenthümer der Langensalzer Manufaktur selbst versichert hat. In der That bekommen wir unsere Seidenzeuge fast alle aus Italien und Frankreich, wo gegen der vielen Maulbeerbäume, der Seidenbau im größten Flor ist. Nur seit einigen Jahren hat man auch in Deutschland ernstlich angefangen, sich auf den Seidenbau zu legen. Vorzüglich sind hierzu in den preußischen Landen die wirksamsten Anstalten getroffen worden.

Mit den hiesigen Seiden- und Wollenmanufakturen sind zwey andre Beschäftigungen verbunden, die viele Personen hier in Arbeit und Nahrung setzen, spinnen und färben.

Wer

Wer den Tag über gearbeitet hat, wünscht des Abends eine Zerstreuung, eine Erholung; dazu ist denn nichts dienlicher, als eine schickliche Gesellschaft. Aber soll man sich eine einladen; so würde, nach den, bey uns eingeführten Gebräuchen, die Bewirthung weit mehr kosten, als den ganzen Tag verdient worden; und soll man andre besuchen, so verursacht man diesen die nämlichen Unkosten. Dazu kommen noch andre Umstände: oft finde ich andere nicht zu Hause, oft in sehr wichtigen, unaufschieblichen Geschäften, wo ich eine unangenehme Störung veranlasse, — oft wird gebauet, hat man Kranke im Hause u. s. w. Um nun diesen Uebeln, die sehr oft das Vergnügen der gesellschaftlichen Unterhaltung aufhalten, und unangenehm stören, abzuhelfen, hat man in vielen Städten sogenannte öffentliche Häuser. In diesen stehen möblirte Zimmer, nebst Feuer, Licht und Bedienung zu allen Zeiten, jeder gesitteten Person offen. Man kömmt und gehet, wenn's einem gefällt, braucht keine Complimente, keine Cerimonien zu machen, findet beständig Unterhaltung, spielet, lieset, spricht, erzählet selbst, hört zu, und vertreibt sich die Zeit so gut man kann und will. Will man essen oder trinken; so fordert man so viel, als man glaubt bezahlen zu können.

— Von diesen öffentlichen Häusern sind die sogenannten Klubbs unterschieden. Diese haben den nämlichen Zweck der gesellschaftlichen Unterhaltung, nur mit dem Unterschiede, daß hier eine geschloßne Gesellschaft zusammentritt, und solche Zimmer hält, zu denen Niemand Zutritt hat, der nicht zur Gesellschaft gehört. Für die Unkosten zur Miethung der Zimmer und Unterhaltung des Feuers und Lichts, auch Anschaffung nützlicher und angenehmer Leseschriften, werden von den Mitgliedern der Gesellschaft jährlich oder monatlich, gewisse bestimmte Beyträge an Geld gegeben. Da kann dann oft ein solches Mitglied für das nämliche Geld, welches ihm vielleicht die Bewirthung einer Gesellschaft an einem einzigen Abend gekostet hätte, das ganze Jahr hindurch, alle Tage Gesellschaft und Unterhaltung haben. — Solche Anstalten sind immer ein Beweis von der Klugheit der Einwohner und ihrer Liebe zur Geselligkeit. — Eine gleiche ist in Langensalza für beyde Geschlechter errichtet. Eine dazu gehörige ledige Mannsperson zahlt dazu monatlich 8 Gr., eine verheirathete 12 Gr. wofür seine weibliche Familie freyen Zutritt hat. Besonders muß dadurch diese Gesellschaft an Unterhaltung gewinnen, daß der berühmte Buchhändler, Herr Commissionsrath Ettinger zu Gotha,

tha, hier einen Buchladen angelegt hat, wo alle neuen Schriften zu haben sind.

Die Stadt, hat wie alle Städte, ihren Rath, oder eine Gesellschaft erfahrner und verständiger Personen, welche die Bürger unter sich wählen, um sie zu regieren, Ordnung unter ihnen zu erhalten, Streitigkeiten zu schlichten, und solche Einkünfte und Gelder, welche der Stadt, oder den Bürgern gemeinschaftlich gehören, gut zu verwalten und anzulegen, überhaupt auf das Beste und die Wohlfahrt der Stadt mit aller Treue zu sehen. Aber dieser Stadtrath oder Magistrat, wie man ihn auch nennt, hat einen Vorzug, den nicht viele Magistrate, in andern königlichen oder fürstlichen Städten haben (denn daß die freyen Reichsstädte davon eine Ausnahme machen, verstehet sich von selbst) — er hat die hohe Gerichtsbarkeit. Wer eine Gerichtsbarkeit hat, wie z. B. ein Stadtrath, und manche Edelleute, der hat das Recht, Streitigkeiten seiner Unterthanen zu entscheiden und ihre Vergehungen zu bestrafen. Man hat schwere und geringere Vergehungen. Gewöhnlich haben Städte, welche einem Landesherrn gehören, nur das Recht, geringere Vergehungen zu bestrafen, und die Bestrafung der schwereren bleibt dem Landesherrn überlassen — und das heißt: die Stadt

hat die niedre Gerichtsbarkeit. — Langensalza aber hat mit der hohen Gerichtsbarkeit auch das Recht schwere Verbrechen z. B. Mord, Brand und große Diebstähle zu bestrafen. Ein trauriges Recht, das aber doch ausgeübt werden muß, wenn die guten Menschen vor den Bösen gesichert werden sollen!

Ihr entsinnt euch doch noch einiger merkwürdigen Erfinder, welche den Städten Nürnberg, Braunschweig, Magdeburg, Maynz u. s. w. so viele Ehre machten? Auch in Langensalza lebte zu Ende des 16ten Jahrhunderts ein Arzt, der die nützliche Erfindung machte den Salzquellen, oder, wie man auch spricht, der Salzsole, ihr Salz in kürzerer Zeit und mit geringeren Unkosten, abzugewinnen, als zeither geschehen war. Die Salzwasser quellen wie die süßen Wasser aus der Erde. Das darinn befindliche Salz siehet man nicht, aber man schmeckt es. Soll es sichtbar werden, in der gewöhnlichen Gestalt, unter der wir es kennen; so müssen die blos wässerichten Theile so weggeschaft werden, daß die Salztheile allein trocken zurück bleiben. Man hatte dies vermittelst der Feuerhitze bisher bewirkt. Man kochte das Salzwasser und die Wärme verjagte die leichten Wassertheilchen in die Luft, die schwereren Salztheile,

theile, aber blieben auf dem Boden liegen. Daß dieß dieß die Wärme könne, davon könnet ihr euch jeden Mittag überzeugen. Betrachtet den Deckel der Suppenschüssel und sehet, ob ihr nicht eine Menge Wasserbläschen findet, welche durch die Wärme fortgetrieben, oben am Deckel sich angehängt haben? — Je länger die Suppe und jede andre Feuchtigkeit dem Feuer ausgesetzt ist; desto mehr Wassertheile dunsten ab, so daß man durch fortgesetztes, heftiges Feuer eine Feuchtigkeit ganz austrocknen kann. Dies geschiehet beym Salze. Aber sehr oft trift man Quellen, welche wenig Salz und wohl zehnmal soviel Wasser enthalten; da geht zur Austrocknung eine lange, lange Zeit und eine ungeheure Menge Holz auf. Die Verständigeren unter euch, wissen schon, wie vortreflich es ist, wenn man in weniger Zeit recht viel zu Stande zu bringen weiß, und wie schätzbar jedes Mittel hierzu ist, z. B. nur das geringe Mittel beym Schreiben sich der Abkürzungen zu bedienen, wie viel Zeit kann man damit nicht ersparen! Wie theuer das Holz allenthalben sey, davon könnt ihr euch durch den Augenschein selbst überzeugen, wenn ihr euch nur ein klein wenig erkundiget. — Gewiß also eine schätzbare Erfindung des Doktor Matthäus **Meth**, der ein Mittel ausdachte ohne Holzfeuer

feuer viel eher und geschwinder, der Salzsole einen großen Theil ihres Wässerichten zu benehmen. Er hätte aber das Mittel nicht entdeckt, wenn er nicht ein fleißiger Beobachter der Naturbegebenheiten gewesen wäre. Da bemerkte er, daß anhaltende Sonnenhitze in sehr heißen Sommern Gewässer völlig austrocknete, und daß nach langem Regenwetter, die Erde weit eher trocken würde, wenn recht heftige Winde weheten. Er schloß daraus ganz richtig, daß die Sonnenhitze so gut als die Feuerhitze, das Wasser in leichte Dünste auflösen könnte. und daß der Wind wohl die leichten Wassertheilchen mit fortwehen müßte. Von dieser Bemerkung machte er Gebrauch, und ließ zu Kötschau im Merseburgischen bey der dortigen Salzquelle hohe Wände von Reisig, an einem rechten lüftigen, dem Winde stark ausgesetzten Platze aufführen, über diese Wände oben eine Rinne mit Hähnen hingehen, in welchen das Salzwasser durch eine Pumpe hinaufgebracht wurde. Aus den Hähnen floß es auf's Reisig und tröpfelte langsam durch's Reisig herab, in ein Behältniß, aus dem es wieder, in eine drunter stehende Reisigwand träufelte und sich endlich unten in einem andern Behälter sammelte. Hier kam zwar weit weniger Wasser wieder zusammen, als man auf's Reisig

 gepumpt

gepumpt hatte, aber dafür enthielt es auch noch einmal so viel Salz. Ehe das Salzwasser tropfenweise den langsamen Weg durch's Reisig hinab machen konnte, hatte die Sonnenhitze eine Menge Wasser davon abgedünstet und der Wind eben so viel weggewehet; die schwereren Salztheile aber fielen unten im Sammelkasten nur noch mit wenigem Wasser herab. Diese an Salz viel reicher, an Wasser viel ärmer gewordne Sole war jetzt leicht durch die gewöhnliche Feuerhitze zu sichtbarem Salz auszutrocknen. — Dieses Mittel das Salz zum Auskochen vorzubereiten, nennt man gradiren und die Gebäude, in welchen die Zurichtungen, Pumpen, Rinnen und Reisigwände angebracht sind, Gradirhäuser. — Matthäus Meth aus Langensalza ward also der Erfinder der Gradirwerke, und hat sich dadurch bey der Nachwelt in einem rühmlichen Andenken erhalten.

Auch jetzt leben in Langensalza mehrere gelehrte Männer, die durch ihre Schriften in ganz Deutschland bekannt und geachtet sind. Ich nenne euch nur Herrn Apotheker Wiegleb, Doktor Schlegel, Doktor Stöller, Rektor Meiner, Doktor Keller, Knoll und unsern lieben Hrn. Magister Kranichfeld. Ihr werdet mit der Zeit,

 wenn

wenn ihr euch durch Fleiß und Lernbegierde gehörig vorbereitet habt, ihre Schriften näher kennen lernen. — Und soviel von Langensalza.

Stephanskirche zu Langensalza.

Da wir uns nicht im Lehrsaal zu Schnepfenthal; sondern an Ort und Stelle selbst befanden; so könnt ihr leicht denken, daß unsere kleinen Reisenden nicht mit einer solchen allgemeinen Beschreibung von Langensalza, als ihr eben gelesen habt, zufrieden waren. Sie wollten noch vielerley von diesem Orte sehen und kennen lernen, woran in einer geographischen Lehrstunde gar nicht zu denken ist, wo man nur die Landkarte vor sich hat. Ihr Verlangen war ganz billig, wozu wären wir denn gereiset, wenn wir nicht mit eignen Augen sehen, und mehr sehen wollten, als wir zu Hause gehört hatten? Der gute Herr Magister Kranichfeld, den ihr euch nun schon nicht anders, als den gefälligsten Kinderfreund denken müsset, war auf alle Weise behülflich, unsern Zöglingen Unterhaltung zu verschaffen. Er führte uns unter andern

dern in die Kirche, bey welcher er als Prediger ste- het. Sie ist alt und noch im Gothischen Geschmack *) gebauet, doch geräumig und ziemlich helle. Der Herr Magister machte uns auf zwey Kunstwerke aufmerksam, welche Gelegenheit gaben, auch unsern Geschmack ein wenig zu beschäftigen. Ueber dem Altar befand sich ein Gemälde von nicht gemeinem Werthe. Der Gegenstand, welchen sich der Maler zu schildern bestrebt hatte, war die Ankunft der Hirten zu Bethlehem, welche durch eine Erscheinung Nachricht von der Geburt Jesu erhalten hatten. Der Stall war ohne Decke, unter freyem Himmel und über demselben Engel, nach der gewöhnlichen Weise, im Lichtglanze schwebend, vorgestellt. Diese Darstellung schien nicht ohne Ursach angeordnet zu seyn. Durch die Erscheinung ward der Stall von oben erleuchtet und zugleich die unten nun sichtbar gewordne Handlung erklärt. Vorn im hellsten Licht sahen wir 3 Figuren. In der Mitte Jesus als ein ungemein schönes Kind ruhig daliegend — zur Rechten Maria, welche behutsam das Gewand vom Kinde wegnahm, um es den Hirten zu zeigen — zur Linken ein Hirte, ehrfurchtsvoll, mit gefaltnen Händen vor dem

*) S. das erste Bändchen, S. 97.

Kinde liegend. — Hinter diesen, 4 andre Figuren schon weniger erleuchtet. Zur Linken ein Hirte grade da stehend, einen Ochsen, dessen Kopf nur zu sehen ist, haltend. In der Mitte, ein Hirte, knieend vor Jesu, mit zusammengelegten, aber nicht gefalteten Händen, voller Bewundrung und einem gewissen heiligen Ernst, sich über das Gewand, welches Maria vom Kinde weggenommen, hinbeugend, und im Anschauen vertieft — zur Rechten hinter der Maria, eine Hirtinn in einer edlen Stellung, den Blick aufwärts nach der Erscheinung, Arme und Hände dahin gehoben, stilles Erstaunen im ganzen Ausdruck — dicht neben ihr zur Rechten ein kleines Mädchen, das, an ihr geschmiegt, den Kopf mit lächelnder Neugier hervorsteckt, um auch das neugebohrne Kind zu sehen. — Im Hintergrunde endlich, im dunkelsten Schatten, der kaum noch Kopf und die aufgehabnen Hände sichtbar werden läßt, ein Hirte, in der Mitte, hinter dem Knieenden, da stehend, aber im Ausdruck des etwas verwilderten Gesichts, mehr Schrecken als Bewunderung. Diese Figuren stellten zusammen verbunden (gruppirt) die Haupthandlung dar.

Diese 8 Figuren waren auf diesem Gemälde (das mir 9 Fuß hoch und 5' breit zu seyn schien)

so zusammengestellt, daß man keine wegwünschte, daß keine die andre merklich hinderte, daß jede eine eigne Stellung hatte, wodurch das Ganze sehr mannigfaltig wurde, daß der Ausdruck in jeder anders, aber doch nicht widersprechend mit der Haupthandlung war, die ihn veranlaßte. Die Stellungen selbst waren nicht gradlinicht, steif und einförmig. Eine jede Figur gab ihrem Körper eine ungezwungne, eigne Richtung. Jesus als Kind lag auf den Rücken, ruhte aber mehr auf der linken Seite, den Kopf rechts nach der Maria, die Füße links nach dem vordern Hirten gewendet. Ueberaus natürlich war der linke Fuß, einwärts nach dem rechten gebogen und über die Hälfte im Gewande versteckt. Der ganze kleine Körper lag in einer angenehmen bogenförmigen Linie. — **Maria** bog sich mit dem Kopfe und Oberleib über das Kind, halb sitzend, auf der rechten Seite ruhend und nur ihre linke Seite ganz dem Auge zeigend. — Der vordeste Hirte lag so zu den Füßen des Kindes daß man nur die ganze Hinterseite seines Körpers, vom Kopfe nur einen Theil der rechten Wange, aber beyde Fußsohlen, die unten auseinander, oben beym Knöchel aber zusammengekehrt waren, völlig übersehen konnte. Die Stellung der andern Figuren habe ich schon kurz angedeutet. Der hinterste

terste Hirte bog sich, der Natur seiner Lage nach, am weitesten mit dem Oberleibe vor, über den vor ihm knieenden weg, hob die ausgebreiteten Arme, besonders, an den Ellenbogen stark, stärker die ersten Finger der beyden Hände. Im Wurf und der Faltenlegung der Gewande zeigte sich ebenfalls die Kunst des Meisters, besonders im vordern Theile des Gemäldes, auf welches das stärkste Licht fiel. Maria war größtentheils, bis auf die Hälfte des Oberleibes mit einem himmelblauen großen Gewande bekleidet, das über die Füße reichte, den ganzen Körper zwar bedeckte, aber doch die ganze Lage desselben durchschimmern ließ. Man konnte besonders von der Hüfte an bis auf's Knie herab und von da gebogen nach der rechten Seite hin, bis wieder zum heruntergehenden Fuß, das linke Bein in seiner Lage verfolgen. Die Falten krümmten sich von oben an bis unten herab, in beständigen gleichförmigen nur immer kleiner werdenden Ründungen, und wechselten in allmäligen Erhöhungen und Vertiefungen sanft ab. — Am Gewande des vordersten Hirten hingegen waren äusserst wenige Falten zu sehen. Es lag der Natur seiner Stellung nach, dicht an und machte so die erhöheten Theile des Körpers viel merklicher. Bey den hintern Figuren waren die Falten schon häufiger

ger doch nur in großen Lagen welches den Eindruck im Ganzen mit heben half.

Bey den Gewanden selbst hatte gewiß der Maler die Natur vor Augen und das Uebliche der damaligen Zeiten (Costume.) **Maria** ausser dem Unterkleide noch ein großes, weites, schönes, hellfarbigtes Gewand, die Hirten graue, unansehnliche, ärmliche, hie und da beschädigte, sogar geflikte, lange, aber mehr anliegende und über den Hüften zusammengeschürzte Kleidung. Man siehet daß sie eben vom Felde gekommen. Die Hirtinn hat noch am Gürtel eine Flasche hängen und einen Hut auf, der sie vor der Sonne geschützt hat.

Schön waren überhaupt die Abstufungen des Lichts, vorn die hellste Erleuchtung, hinten der dunkelste Schatten, der kaum noch den hintersten Hirten erkennen läßt; schön, daß die Hauptgegenstände des ganzen Gemäldes, Jesus, Maria, der liegende und knieende Hirte vorn hin im Hauptlichte gestellt waren.

Das **Kolorit** (die Farbengebung) ist eine Hauptkunst in der Malerey. Das Kolorit dieses Gemäldes war nicht hervorstechend, blendend, aber sehr natürlich, woraus ich schloß, daß es ein italiänischer Meister verfertigt habe, welche immer hierin der Natur folgten und mehr auf eine richtige

Zeich=

Zeichnung ihrer Figuren, als auf Farbenpracht bey ihrer Bekleidung sahen. Graue, dunkle Farben, wie sich's für den Ort, die Zeit und Personen schickte, waren das Hauptwerk. Dabey herrschte doch ein sehr lieblicher Kontrast (Kontrast zeigt sich wenn entgegengesetzte Dinge zusammengestellt werden) welchen die Himmelblaue Gewandfarbe der Maria und die Abstufungen der dunklen Farben selbst an den übrigen Gewändern verursachten. Am angenehmsten aber kontrastirten die Fleischfarben. Unter den rothbraunen, von der Sonne halb verbrannten Köpfen, Hälsen, Händen und Füßen der Hirten, hob sich das weisse, blässere Gesicht der Maria, noch mehr das muntre, durch's herabfallende Licht rothgelb gefärbte Antlitz des kleinen Mädchens neben der Hirtinn, vor allen aber stach die reitzende Fleischfarbe des nackten Jesuskindes, im natürlichen Lichte hervor. Hie und da floß an den Erhöhungen des Körpers, die weisse Farbe, so unmerklich in das feinste Roth zusammen, daß ich das Reitzende dieser Mischung nicht beschreiben kann. Eben so lebhafte Wirkung hatte das klug vertheilte Licht auf dem Gesichte der Hirtinn. Sie hatte den Kopf nach der rechten Achsel und den Blick nach der Erscheinung gewendet. Das Licht fiel von der linken Seite des Gemäldes her, schräg

auf

auf sie herab, und schnitt den Schatten, den ihr Hut über's Gesicht warf, zur Hälfte rein ab; so daß die obre Hälfte des Gesichts im völligen Schatten, die untere im völligen Lichte erschien. Die Zeichnung war, so viel ich bey schneller Vergleichung mit der Natur abnehmen konnte durchaus richtig und anatomisch (wird bald erklärt werden) Ich bemerkte dies im Ganzen so sehr, als bey Untersuchung einzelner Theile, besonders der Hände, Füße, Ohren und Armmuskeln. Auf Kleinigkeiten hatte der Meister bey diesem Stücke keinen besondern Fleiß verwendet, vielmehr hier sich geschont, mit wenig Aufwand von Kunst alles schlicht und natürlich hingezeichnet z. B. nur wenige, kurze, krause Haare; mit desto mehrerer Sorgfalt aber die Figuren im Ganzen gebildet und so zusammengeordnet, daß sie vereint eine gute Wirkung thun mußten. Seine Zeichnung gieng mehr ins Große, wenige aber kräftige Züge blickten vor. Die Figuren hatten alle ein gutes Verhältniß ihrer einzelnen Theile, und nach diesem Verhältniß richtete sich die Dicke und Größe der Arme, Beine ꝛc. welches besonders zwischen den vordern und hintern Figuren sehr deutlich zu erkennen war. Die Muskeln waren bey den Hirten stark und kräftig, bey der Maria und dem Kinde zart und weich, überall

aber

aber am rechten Ort ausgedrückt. Die Umrisse (Konture) der Figuren waren nirgends scharf, überall leicht, natürlich, in einander laufend, doch im vordern Lichte deutlich unterschieden, im hintern mehr zusammenfließend.

Nächst der richtigen Zeichnung bestehet die größte Kunst des Malers darinne, seinem Gemälde die wahre Haltung zu geben. Die Leinewand hängt vor dem Mahler wie eine Wand. Er kann seine Figuren weder vor noch hinter diese Wand bringen. Er muß sie auf der ebnen Leinewand neben einander malen, aber doch durch seine Kunst so zu täuschen wissen, daß man glaubt einige Figuren näher bey sich, einige entfernter, noch andre ganz im Hintergrunde zu erblicken. Je mehr man sich so getäuscht findet, desto geschickter hat der Maler die Haltung beobachtet. Er muß aber nicht bloß den Figuren, sondern auch den einzelnen Theilen seiner Figur die richtige Haltung zu geben wissen. So schienen auf diesem Gemälde die Füße des vordersten liegenden Hirten, der das Gesicht nach dem Kinde zugewendet hatte, dem Zuschauer viel näher als dessen Kopf. Ueberhaupt schien mir die vortrefliche Haltung einer der Hauptvorzüge dieses Gemäldes zu seyn. Die Figuren waren so natürlich

hinter einander gestellt, daß man sie auf einer horizontalen Fläche zu sehen glaubte.

Mit der Haltung bewunderte ich zugleich die vortrefliche Wirkung, welche die Abstufung des hellsten Lichts im Vordergrunde mit dem dunkelsten Schatten im Hintergrunde machte. Das Licht fällt von oben schräg herab und erleuchtet die ganze Rückseite, des vorn liegenden Hirten aufs stärkste, die folgenden Figuren, deren eine immer der andern durch die aufrechte Stellung das Licht wegnimmt, schwächer und hinten verschwindet es völlig im schwarzen Nachtschatten der Wände.

So leicht man sich den Sinn des ganzen Gemäldes vorstellen konnte; so wenig Fehler der Kunst mißfielen, weil sie glücklich vermieden waren; so lebhaft man den Ausdruck des Bewunderns und Erstaunens, welcher die Hirten über die Erscheinung am Himmel und über das holde Kind im Stalle zugleich beseelte, mitempfindet; so sehr wird doch das Ganze durch etwas gestört, was da gar nicht hinzugehören scheint, oder doch von einer spätern Hand hingekleckst worden. Es ist dies ein mit den Füßen zusammen gebundnes Lamm, welches ganz vorn zwischen dem Hirten und der Maria vor dem Jesuskinde da liegt. Die Zeichnung daran ist unrichtig, aber besonders sticht das unnatürliche, neue

Kolorit gegen die edle Einfalt und das alte ehrwürdige Ansehen des Ganzen, widrig ab. Ein Soldat hatte dies Gemälde in Böhmen geraubt und dieser Kirche geschenkt. Vermuthlich war es beschädigt worden und ein neuerer Maler hatte die beschädigte Stelle durch's Lamm wieder auszubessern gesucht.

Ich habe euch dies Gemälde etwas genauer beschrieben und ich rathe euch allen, ähnliche Beschreibungen zu versuchen, wenn ihr euern Geschmack zu üben wünscht. Unsere Zöglinge gewannen gewiß für den ihrigen und deswegen allein war uns dies Gemälde schon merkwürdig.

Eben so merkwürdig war uns ein Crucifix von Silber, nicht des Werths, sondern der Kunst wegen. Der Künstler im edleren, nicht im gemeinen Sinn, ist der Nachahmer der Natur. Er wählt sich einen Gegenstand aus dem weiten Gebiete der Natur, den er nachzubilden, nachzuschaffen sucht. Je ähnlicher das Werk seinem Gegenstand wird; desto geschickter ist unstreitig der Künstler. Ihr werdet schon öfters Crucifixe und an denselben Aehnlichkeit mit einer Menschengestalt bemerkt haben. Diese wird euch hinreichend geschienen haben, wenn das Bild nur einen Kopf, Arme, Beine und Rumpf hatte; aber ob diese Gliedmaßen genau

ihre

ihre gehörige Länge, Breite und Dicke hatten, wußtet ihr nicht zu unterscheiden, wenn ihr keine anatomischen Kenntnisse hattet — Kenntnisse von den äussern und innern Theilen des menschlichen Körpers, und von der jedesmaligen Stellung und Lage, die sie haben müssen. Mit jeder Bewegung verändern sich die innern Theile des Menschen und werden die Ursache, daß er auch äusserlich in einer andern Lage erscheinet, bey der die Gliedmaßen bald länger, bald kürzer erscheinen. Unter den innern Theilen des Menschen verändern keine die äussere Gestalt mehr, als die Knochen und Muskeln. — Davon könnt ihr euch auf der Stelle überzeugen. Streckt den Arm grade aus und messet seine Länge vom Schultergelenke an, bis an die äusserste Spitze des kleinen Fingers. — Bieget ihn beym Ellenbogen einwärts nach dem Körper zu, und messet wieder, und ihr werdet euren Arm gebogen, einen guten Zoll länger finden, als er gestreckt ist. — Haltet ihr euern Arm ausgestreckt, und streicht mit der flachen Hand längst desselben hin; so werdet ihr keine sehr merkliche Ungleichheit spüren; biegt ihr aber den Arm so, daß die Hand vor dem Gesichte kommt; so schwillt das Fleisch oder der Muskel zwischen der Schulter und dem Ellenbogen am Oberarm, sehr merklich

auf — der Oberarm wird dicker. Wenn ihr nun erwäget, daß solcher Knochen an dritthalbhundert — solcher Muskeln an fünfthalbhundert im menschlichen Körper sind, daß der Mensch Millionen Arten von Bewegungen macht und daß bey jeder Bewegung diese Knochen und Muskeln seine Gestalt und Lage äusserlich verändern; so werdet ihr über die Schwierigkeiten erstaunen, die der geschickte Künstler überwinden muß, um ein Meisterwerk zu liefern. Deswegen bewunderten wir auch dieses Kunstwerk, an welchem der Verfertiger — Köhler hieß der geschickte Mann — eine sehr richtige anatomische Kenntniß bewiesen und dadurch eine weit vollkommnere Aehnlichkeit hervorzubringen gewußt hatte. Nicht blos menschliche Gliedmaßen sahe man, sondern diese auch richtig, in der rechten Lage, im gehörigen Verhältniß der Größe abgebildet. Dabey sahen denn unsere Zöglinge den Nutzen des Unterrichts vnn der Einrichtung des menschlichen Körpers, den ich ihnen seit einiger Zeit ertheilt hatte, recht deutlich ein und freuten sich daß sie aus eigner Kenntniß schon die Geschicklichkeit dieses Künstlers hatten beurtheilen können.

Ehe wir die Sakristey, in welcher dies Crucifix aufbewahrt wurde, verliessen, erzählte uns der Herr Magister noch eine lehrreiche Geschichte,

welche

welche uns recht überzeugte, wie schädlich die thörichte Furcht sey. Vor ohngefähr 50 Jahren befand sich in dieser Sakristey ein ansehnlicher Vorrath goldner und silberner Kirchengeräthschaften, deren Werth einige arme Menschen reitzte, sie heimlich zu rauben. Sie brachen des Nachts ein, öfneten die Kasten und machten sich mit ihrem gestohlnen Gut davon. Das alles gieng nun nicht so schnell und stille zu. Vielmehr wurden die in der Nachbarschaft der Kirche wohnenden Leute, vom Geräusch wach, ermunterten sich und hörten ganz deutlich die Bewegungen, welche in der Kirche vorgiengen. Anstatt nun zu untersuchen und auf eine Vermuthung zu kommen, die ihnen bey geringem Nachdenken, sogleich einfallen mußte, überließen sie sich der schwächsten aller Empfindungen, der Furcht. Das schlimmste ist, daß die Furcht gleich den Verstand verwirrt; so daß er sich alles Mögliche und oft die ungereimtesten Dinge vorstellt, nur das nicht, was wirklich da ist. So bildeten sich auch diese Leute, sobald sie nur Lerm hörten, steif und fest ein, in der Kirche wären Gespenster und Geister und Kobolde und spukten. Wäre das nun auch gewesen; so hätten sie grade deswegen hineilen sollen, um nur einmal ein solches Unding eigentlich kennen zu lernen, da bis diese Stunde noch

kein vernünftiger Mensch weiß, was er sich eigentlich unter einem Gespenst vorstellen soll. Aber schönen Dank! Sie krochen unter ihre Betten, und ließen die Diebe ihren Schelmstreich in guter Ruhe ausführen. Hinterher, da der Schade geschehen war, sahen sie ein, wo sie gefehlt hatten.

Besuch bey Herrn Wiegleb.

Der Montagsnachmittag des 3ten Oktobers war unstreitig einer der lehrreichsten und angenehmsten auf der ganzen Reise. Unser guter Wirth führte uns zu einem der geschicktesten Chemiker und Naturforscher Deutschlandes, zum Herrn Apotheker **Wiegleb**, der seiner Schriften wegen allgemein — und vielleicht auch einigen von euch durch seine **natürliche Magie** bekannt ist. — Von einem gelehrten und berühmten Schriftsteller darf man niemals eine solche Aufnahme erwarten, als von einem solchen Manne, der weniger beschäftigt ist, und mehr Zeit hat, seine Gäste zu unterhalten. Jener muß sich das Vergnügen, eine Gesellschaft, die zu ihm kommt, zu unterhalten und zu belehren, oft deswegen versagen, weil er schon vorher

das Nämliche einer weit größern und ansehnlichern Gesellschaft, nämlich dem Publiko versprochen hat. Er kann also, wenn er nicht gegen seine Pflicht handeln will, unmöglich die Zeit, die er zur Verfertigung eines Buches fürs große Publikum bestimmt hat, mit der Unterhaltung einer kleinen Gesellschaft hinbringen. Wir überlegten das wohl vorher und waren auch gar nicht gewillt, diesem Gelehrten lange beschwerlich zu fallen; unsre Jugend sollte ihn nur kennen lehren, weil wir überzeugt sind, daß die Aufstellung lebendiger Beyspiele nachahmungswürdiger Menschen, einer der schönsten Vortheile unsrer Reisen ist. — Wie liebenswürdig mußte uns ein Mann nicht werden, den wir schon vorher hochgeschätzt hatten, da er sich zu uns allen und besonders den Kleinen mit der freundlichsten Gefälligkeit herablieߣ! Er, seine liebe Familie und fremden Zöglinge (denn auch er hatte deren) bewirtheten uns nicht nur mit Erfrischungen, wie man geladene Gäste zu bewirthen pflegt; sondern seine erste Frage war auch nach den gegenseitigen Höflichkeitsbezeugungen: „Womit mache ich den Kleinen nur gleich ein Vergnügen?" Mit diesen Worten nahm er von einem schwarzbraunen Pulver einige Messerspitzen voll und schüttete sie in ein Glas reines Wassers. Sogleich

zeigte

zeigte sich unser aller Augen das angenehmste Schauspiel. Das Wasser färbte sich grün! ein Paar Sekunden drauf gieng dies Grün in das Violette über und dieses wieder in eine schöne rothe Farbe, welche die Mischung nun behielt. Herr Wiegleb ergötzte nicht nur unser Auge, er befriedigte auch unsere Wißbegierde; denn ihr könnt euch leicht vorstellen, daß unsere Kleinen die Ursache dieser schnellen angenehmen Wirkungen zu erfahren wünschten. Verlangen dürft ihr aber nicht, meine lieben jungen Leser, daß ich euch schriftlich mit der nämlichen Deutlichkeit und Umständlichkeit unterhalte, welche nach dem Bedürfniß der kleinen Zuhörer den mündlichen Vortrag des Hrn. Wiegleb über dieses und alles folgende so lehrreich machte; aber einen kurzen Auszug gebe ich. —

Obige Verwandlung ward durch ein Mittelsalz, das ihr in diesem Bändchen schon näher habt kennen lernen, und durch ein Halbmetall bewirkt worden. Zu den Halbmetallen rechnet man alle Metalle, die nicht feuerbeständig und so spröde sind, daß sie sich nicht, wie Gold, Silber, Zinn, Kupfer durch den Hammer und andre Werkzeuge zu Gefäßen ausdehnen lassen; — sondern brechen, wie z. B. Wismuth, Spießglas und hier unser Braunstein, welcher zerstoßen und geschmolzen mit

drey-

dreymal so viel Salpeter vermischt, im Wasser jene Farbenverändrungen vorbringt, die man das mineralische Chameläon nennt, wegen der Aehnlichkeit, welche diese Verändrungen mit dem Farbenwechsel des thierischen Chamäleons, einer indianischen Eidexe haben.

Einige unter den jungen Lesern dieser Reisen sollen die nützliche Gewohnheit haben, ihre Bücher mit Papier durschießen, oder hinter dem Werke einige Bogen davon anheften zu lassen; um alles, was sie noch nachher zu dem hinzulernen, wovon im Buche geredet worden, dabey zu schreiben. Diesen verständigen Bücherlesern will ich hierbey zu S. 167. des zweyten Bändchen, eine Anmerkung bey der Gelegenheit mittheilen. Auch den Braunstein braucht man zur Porzellanmalerey. Das Feuer verwandelt seine bräunliche Schwärze in ein schönes Roth.

Wir kamen auf den Granit zu sprechen. Ihr, die ihr den Granit kennt, dürft euch darüber nicht wundern, wie wir so ganz gegen die gewöhnliche Sitte, beym ersten Besuch, mit einem Manne, den wir noch nie gesehen hatten, Dingen reden konnten. Aber wir hatten doch vongleich von solchen ihm gehört, daß er ein gelehrter Naturkundiger sey; wir konnten also gewiß Beleh-

rung von ihm über ein Naturprodukt hoffen, das uns deswegen vorzüglich interessirte, weil beynahe das ganze **thüringer Waldgebürge**, an dessen Fuß wir wohnen, daraus bestehet. Euch aber, die ihr den **Granit** nicht kennt, glaube ich durch eine kurze Beschreibung davon theils, um des Folgenden willen, deutlicher zu werden, theils eine Aufmunterung zu geben, ihn selbst kennen zu lernen.

Der **Granit** ist ein Stein, der wie drey untereinander gesprengte Farben aussiehet. Wenn ihr weisse, röthliche und schwarze Steinkörner nähmet, diese unter einander mischen und zu einem festen Körper vereinigen könntet; so würdet ihr eine Steinmasse erhalten, die dem **Granit** gliche. Dieses Gemisch von verschiednen Körneen (granis) hat ihm eben den Namen gegeben. Diejenigen zieser Körner, welche weiß aussehen, sind **Quarz** *) — die glänzenden feinblättrigen Körner, welche meistens schwärzlich ins Auge fallen und sich daher sehr deutlich vom Quarze uterscheiden lassen, nennt man **Glimmer**, die röthlichen, starkblättrichten Theile **Feldspat**. Diese Beschreibung trift bey unserm **thüringer Granit** zwar meistens zu, reicht aber bey weitem nicht hin, euch einen vollständigen Begriff von dieser Steinart zu

geben,

*) S. B. II. S. 175.

geben, indem es davon gar vielerley Arten, rothen, grauen, schwarzen, grünen rc. giebt. So verschieden diese Arten sind; so verschieden zeigen sich auch die Farben ihrer Hauptbestandtheile. Bald ist der Quarz braun, bald der Feldspat weiß und der Glimmer roth; bald fehlt der Quarz, bald der Feldspat ganz; bald ist außer diesen Theilen noch eine andre Steinart z. B. schwarzer Schörl oder Hornblende beygemischt; doch bleiben die drey erstgenannten Steine immer seine Hauptheile. — Das möchte nun wohl manchen von euch abschrekken; ihr möchtet wohl verzweifeln, ob ihr je Granit, geschweige noch so viele andre Mineralien würdet kennen lernen können, und ihr habt nicht Unrecht, wenn ihr hinzusetzt: „aus Büchern." Die Natur, meine Lieben, lernt man nie hinlänglich aus Büchern kennen. Diese können uns wohl auf die Spur helfen, aufmerksam machen, gute Winke geben und uns besonders dann sehr nützlich werden, wenn wir die Dinge vorher selbst schon kennen gelernt haben. Daher rathe ich euch; gehet in's Freye, thut eure Augen auf, sehet, was um euch ist, sammlet die unbekannten Dinge ein, und lernt die Namen derselben von Sachverständigen, untersuchet nun ihre Eigenschaften und Merkwürdigkeiten, hinterher denn leset Schriften, worin Be-

schrei-

schreibungen davon vorkommen. Das ist durchaus nöthig, bey allen Gegenständen des Naturreichs, nirgends aber nöthiger, als wenn man sich eine deutliche Kenntniß von den Mineralien verschaffen will. — Suchet z. B. Granitsteine zu bekommen, welches allen denen, die in der Nähe von Gebirgen wohnen, nicht schwer fallen wird, indem in der That die meisten unsrer Gebirge vorzüglich aus Granit bestehen. Studiret die Merkmale desselben, wozu auch diese gehören, daß er am Stahle Feuer giebt und sich sehr schön poliren läßt, und ihr werdet ihn sehr bald vom Sandstein, Schiefer, Gips und andern ihm durchaus unähnlichen Steinen unterscheiden lernen. Dies reicht aber zur sichern Kenntniß noch nicht hin. Ihr müsset nun auch den Granit mit solchen Steinen nicht verwechseln, die mit demselben viele Aehnlichkeit haben. Dahin gehört z. B. der Porphyr, welcher eben wie der Granit, aus Feldspat, Quarz und bisweilen Glimmer ꝛc. versteht sich wieder, mit den gehörigen Ausnahmen, bestehet; doch mit dem Unterschiede, daß diese Theile auf eine ganz andre Art, wie im Granit, mit einander verbunden sind. Die drey Granittheile sind blos unter einander gemischt und zum Steine zusammen gebacken. Die Porphyrtheile sind mehr neben einander gemischt

mischt und auf eine gewisse mörtelartige Grundmasse eingestreuet. — Auch der Gneuß bestehet aus den nämlichen Theilen, nur daß man sie nicht mehr so grobkörnicht, sondern mehr zertrümmert und mit Thon vermischt, verbunden findet; daher der Gneuß von aussen mehr blätterricht als körnicht aussieht.

Hr. Wiegleb zeigte uns, zu unserm innigen Vergnügen nicht nur alle diese, sondern auch andre Steine, nebst ihren verschiednen Abarten vor; bey welchen wir bald leichter, bald etwas mühsamer, sogleich die angegebnen Kennzeichen richtig herausfanden. Dabey ward uns jeder Stein durch neue Belehrungen immer merkwürdiger, immer angenehmer, denn wir lernten immer mehr dabey denken. Vom Gneuß z. E. machte es uns Hr. Wiegleb sehr wahrscheinlich, daß er nichts anders, als ein verwitterter, d. i. durch die Gewalt der Wetterverändrungen zerstörter Granit sey. — Des Feldspats, so wie aller Spate Kennzeichen ist das blättrichte Ansehen. Er verwittert unter den drey Bestandtheilen des Granits gewöhnlich am ersten, und ist daher oft schwer zu entdecken.

Wichtiger als alles dies war mir eine Belehrung des Hrn. W. die mich von einem Irrthume, in

in welchem ich bisher gestanden hatte, befreyte. Um euch meinen Irrthum und die dafür gewonnene Wahrheit verständlich zu machen, muß ich euch vorher ein Paar Worte über unsere Erde und ihre Gebürge sagen. Die Oberfläche der Erde verändert sich täglich. So klein oft diese Verändrungen sind; so wird doch jeder von euch in seinem Bezirk, wenn er genau aufmerkt und nachforscht, deren wahrnehmen können. Wasserfluthen bilden Klüfte, wo vorher keine waren — neuer Sand wird dort beygeschlemmt — da neues Land angesetzt, dort alles weggerissen — große Felsstücke reissen sich los und füllen tiefe Klüfte wieder aus. Aus den Zeitungen werdet ihr von großen, schrecklichen Verändrungen der Erde gehört haben. Erdbeben, feuerspeiende Berge verwüsteten Städte und Länder, verbrannten und schmolzen, was ihnen im Wege kam. Schon hieraus könnt ihr die Möglichkeit begreifen, daß die Erde, nicht gleich so in der Gestalt da gewesen sey, wie wir sie jetzt bewundern; besonders haben sich ihre Gebirge nicht auf einmal so gebildet, wie sie jetzt vor uns da stehen. Einige Gebirge waren die allerältesten, gleichsam die Grundsteine, zwischen und auf denen sich alle weicheren, oberflächigen Erdarten nachher ansetzten, sie heissen Grundgebirge. Späterhin spülte das Meer von diesem

Grund-

Grundsteine nach und nach Theile los, welche sich mit den Schalen und Knochen der Seethiere vermengten, das Meer spülte immer Jahrhunderte durch, ab und zu, thürmte immer neue Schichten auf, überschwemmte neue Gegenden und floß von alten weg, wo denn diese aufgethürmten Schichten als neue Gebirge sich zeigten, die weil sie die Gewalt des Meers gleichsam zusammengeflößt hatte, **Flözgebirge** genannt werden. Die jüngsten Gebürge sind endlich durch ein inneres Erdfeuer entstanden, dessen ausdehnende Kraft und Gewalt erst die Erde hob und dann selbst oben durch trichterförmige Oefnungen herausströmte und in der Runde umher, Basalt, geschmolzene Lava, Bimstein und Asche aufthürmte. Aus der Geographie Italiens und **Islands** werdet ihr euch der dortigen, noch brennenden Berge, errinnern. Auch in Deutschland hat es deren ehedem gegeben, die aber itzt ausgelöscht sind. Man nennt alle Berge dieser Art, **Vulkane**. Ihre eigenthümliche Gestalt ist kegelförmig. —

Nun hoff' ich, verstehet ihr meinen Irrthum. Ich stand bisher nämlich in der Meynung: unsere Granitgebürge seyen durch's Feuer gebildet worden, und gehörten aus dieser Ursache, wenn sie auch, wegen des untersten Platzes, den sie in der Erde einnehmen

men, zu den ältesten zu rechnen sind, doch gewissermaßen zu den Vulkanen. Aber Herr Wiegleb widerlegte meinen Irrthum, durch Gründe, die ihr wohl einsehen werdet. Das Feuer kann zwar für sich allein den Quarz nicht schmelzen (E. B. II. S. 175.) aber es benimmt ihm seine Durchsichtigkeit, brennt ihn weiß und macht ihn rissig. Das Feuer krümmt den Glimmer, so wie es ein Blatt Papier, über dem Lichte gehalten, krümmt, und färbt ihn eisenrostig oder gelb. Das Feuer beraubt endlich den Feldspat seines Glanzes und schmelzt ihn flüßig. Wenn nun das Feuer die Granitgebürge ausgebrannt hätte, wie könnte man denn jetzt braunen, schönen, halbdurchsichtigen, völlig unbeschädigten Quarz, feste, grade, schwarze Glimmerblättchen und glänzenden, blätterichten, also ungeschmolznen Feldspat darinn antreffen? — Aus dieser Ueberzeugung pflichtete ich Hrn Wieglebs und aller neuern Naturforscher Meynung bey, daß der Granit zu einer eignen Gebirgsart zu rechnen ist, von der ich euch unter dem Namen **Grundgebirge** einen Begriff zu geben gesucht habe.

Lasset euch bey dieser Gelegenheit, meine lieben jungen Freunde vor ein schädliches Vorurtheil warnen, das vielen unter euch gemein ist. Ihr

setzet

setzet gewöhnlich sehr bald fest, was ihr einmal in der Welt vorstellen wollet. Der will ein Doktor, jener ein Kaufmann, dieser ein Apotheker, jener wieder ein Professor der Naturgeschichte werden. Jeder denkt, er hätte nur gewisse Dinge zu lernen und brauchte sich um die Kenntnisse welche die andern am nöthigsten haben, nicht zu bekümmern. Das ist aber nur halb richtig gedacht. Es ist wahr, man muß den vornehmsten Theil seines Fleißes und seiner Zeit auf sein Hauptstudium richten; aber demohnerachtet auch keine Gelegenheit verächtlich wegwerfen, wo man auch in andern Kenntnissen weiter kommen könnte. Stellt euch die Wissenschaften vor, wie die Himmelskörper. Der Mond borgt von der Sonne sein Licht und theilt es der Erde wieder mit. So wie wir uns in einer stockfinstern Nacht nirgends finden können, überall ungewiß herumirren, bis der Mond aufgehet, uns die Dinge erkennen und richtig unterscheiden lehrt; so irren wir in einer Wissenschaft lange umher, bis eine andre diese mit ihrem Lichte erleuchtet und uns die Wahrheit finden läßt. Ihr habt hier den Fall! Nie könnte ein bloßer Naturforscher, der nur die Naturprodukte nach äußerlichen Merkmalen und Kennzeichen kennt, ordnet und unterscheidet, solche Gründe angeben, daß der Granit kein vulkani-

sches Produkt sey. Sobald aber die Chemie oder Scheidekunst der Naturgeschichte zu Hülfe kommt, geht das Licht auf. Die Chymie beschäftigt sich nicht blos mit dem Aeußern der Körper, sondern dringt in ihre Natur und Eigenschaften ein, zerlegt sie in ihre einfachen Theile, woraus diese zusammengesetzt und verbunden sind, und lehret, was die Elemente und die Zeit in ihnen für Veränderungen hervorbringen können. Mit dieser ehrwürdigen Wissenschaft beschäftigt sich Hr. Wiegleb. Er ist unermüdet gewesen, Erfahrungen zu sammeln und Versuche anzustellen, wodurch er und unsere andern berühmten Scheidekünstler viel Licht über die Naturgegenstände, besonders über das Mineralreich verbreitet haben.

Ich kann mich nicht enthalten, euch hiervon, noch ein merkwürdiges Beyspiel anzuführen, das ich deswegen vor andern auswähle, weil ihr gewissermaßen schon darauf vorbereitet worden seyd. Im Kapitel vom Tuffstein machte ich euch 4 Haupterdarten bekannt, deren jede sich durch eigenthümliche Eigenschaften von der andern unterscheidet. Hr. Wiegleb, durch einige andre Chemiker aufmerksam gemacht, fand gar bald nach vielen Nachforschungen und Untersuchungen, daß es noch eine fünfte Erdart gebe, welche um ihrer eigenthümlichen

chen Eigenschaften willen, zu keiner von jenen vier Erdarten, gerechnet werden könne. Es ist dies die Schwererde, die man zwar rein und ungemischt antrift, aber äusserst selten. Ihre innern Kennzeichen, die man durch die Chimie deutlich erkennt, unterscheiden sie offenbar, von der reinen-Kalk- Kiesel- Alaun- und Bittersalzerde. Ihre äussern Kennzeichen sind, wie bey allen Mineralien, trüglich; doch deutet ihr Name schon eine Eigenschaft an, die sie in der That von allen Erdarten merklich auszeichnet, und die sich äusserlich erkennen läßt — dieß ist ihre ausserordentliche Schwere. Diese Schwere wird besonders an den Schwerspaten, welche nebst dem Leberstein zu dieser Erdart gerechnet werden, sehr auffallend. — Habt ihr vielleicht vom Bologneserstein gehört, oder wohl gar Gelegenheit ihn in einem guten Naturalienkabinet zu sehen, wo er wegen seiner merkwürdigen Eigenschaft im Finstern zu leuchten, (nachdem er vorher zwischen Kohlen gebrannt worden) nicht leicht fehlen wird; so werdet ihr euch gleich an die fünfte Erdart erinnern, denn er gehört zu den Schwerspaten. Kein Naturforscher hatte es bisher dieser Stein- oder Erdart von aussen angesehen, daß sie so viel eigenthümliche Eigenschaften hätte, um derentwillen, man aus ihr eine ganz

eigne Classe machen müßte. Sobald aber die Chymisten im Feuer ihre innern Bestandtheile untersuchten, ward eine neue Erdart entdeckt und ihre Eigenheit bewiesen.

Hierauf wieß uns auch Hr. Wiegleb einen steinernen Hahnenkamm. „Einen steinernen Hahnenkamm! Ei wer sollte das denken?" Der Nämliche, meine Lieben, kann sich das denken, und als sehr möglich denken, welcher aus der Naturgeschichte schon weiß, daß man den Dingen aus dem Pflanzen- oder Mineralreich, welche Aehnlichkeiten mit gewissen Theilen der Thiere haben, auch die Namen zu geben pflegt, welche diese Thiertheile führen. So giebt es unter den Pflanzen eine Art Amarant, welche man Hahnenkamm nennt, weil die Blume in der Gestalt eine Aehnlichkeit mit dem Kamme dieses Thieres hat. — Um der nämlichen Ursache willen, nennt man eine Art Schwerspat, **Hahnenkamm**, an welchem man deutlich Büschel in die Höhe stehender kristallartiger Blätter *), die zusammengebundnen Hahnenkämmen gleichen, wahrnimmt. Dieser Hahnenkamm war uns doppelt merkwürdig: erstlich, weil

*) Alle Steine, welche aus dünnen, viereckigten, übereinanderliegenden Blättchen zusammengesetzt sind, werden Spate genannt.

weil wir wieder ein zur neuen Erdart gehöriges Produkt, das sich in der That schwer genug fühlen ließ, kennen und zweytens, bey der Gelegenheit eine Erfahrung machen lernten, die uns Hrn. Wieglebs folgende Belehrung recht deutlich machte.

Denkt, Hr. Wiegleb lehrte uns, nachdem er uns mit dem mineralischen Chamäleon bekannt gemacht hatte, nun auch den mineralischen Färber kennen, welcher nicht nur allen Erden, sondern sogar auch den prächtigen Edelsteinen ihre herrlichen, glänzenden Farben giebt. Ihr kennt ihn alle, denn er ist so gemein, als unentbehrlich, so verachtet, als nützlich. Wer kennt nicht Eisen? Jene fünf Haupt- oder Grunderden, aus deren Vermischung nachher alle übrigen so zahlreichen Erdarten, und aus deren Verhärtung, alle so mannichfaltigen Steinarten entstehen, haben ursprünglich, wenn sie noch rein und ungemischt sind, alle eine weisse Farbe. Sobald sich Eisentheilchen zu ihnen mischen, verändern sie ihre Farbe. Uns dies recht begreiflich zu machen, zeigte uns Hr. Wiegleb am Hahnenkamm hie und da schwärzliche Flecke, welche von angeflognen Eisentheilchen entstanden waren. Er stieß sie hierauf ab, und sogleich zeigte sich wieder die weisse Farbe. Wer hätte doch das

in diesem geringen Metall gesucht? Gewiß niemand, der nur beym Aeußern stehen zu bleiben und den Werth der Dinge nach dem Scheine zu bestimmen pflegt, mit welchem sie in die Augen fallen. Dieser schwarze, durch Rostflecken verunstaltete Körper soll die schönen Farberden mischen, welche nachher die Kunst braucht, uns auf tausendfache Art so mannichfaltig zu ergötzen? — soll dem Hyacinth, dem Saphir und Smaragd ihren Farbenglanz mittheilen, mit welchem sich nachher Reiche und Vornehme schmücken? — Ja das fanden gelehrte Forscher, die nicht beym Aeussern, nicht bey der unansehnlichen Gestalt stehen blieben, sondern die innern Kräfte und Eigenschaften dieses bewundernswürdigen Metalls aufsuchten und durch ihre Entdeckungen die wichtige Wahrheit bestätigtigten, daß immer das, was in der Natur am häufigsten vorhanden und am unansehnlichsten gestaltet ist, das Nützlichste zu seyn pfleget. Denkt nur ein wenig nach und ihr werdet dies bey unzähligen Dingen finden. Aber eben so viele unzählige Dinge, wachsen noch um uns, liegen noch unter uns im Schoße der Erde, von denen man entweder noch gar keine, oder wenige, oder nicht wichtige Eigenschaften anzugeben weiß; nicht, weil es ihnen daran

ran fehlte, das läßt sich nach dem, was wir schon von der Allmacht Gottes und seinem Reichthum in der Natur kennen, nicht vermuthen, — sondern, weil man noch nicht genaue, anhaltende und gelehrte Nachforschungen darüber angestellt hat. Welche Ermunterung für euch, ihr Jünglinge, unermüdet eure Wißbegierde zu befriedigen, beharrlich zu seyn im Fleiße, nicht nachzulassen, wenn auch Schwierigkeiten euch aufhalten wollen. — Oft wird es euch sauer werden, oft Ueberwindung kosten, eure jungen Kräfte anzustrengen; aber wenn sie erschlaffen wollen, wenn Geduld euch verläßt und der Muth zu sinken anfängt, dann blickt auf das weite unabsehliche Feld der Wissenschaften und der Natur, wo noch so viele Schätze verborgen liegen, die nur auf einen unermüdeten Forscher warten, den sie durch die wichtigsten Entdeckungen auf's angenehmste belohnen wollen. Denkt! Nur eine neue Wahrheit erfunden, nur eine neue wichtige Eigenschaft an einem Naturprodukt entdeckt, oder eine schon bekannte, aber unbegreiflich richtig erklärt zu haben, welch ein Verdienst für euch und um die ganze Menschheit! Dieß Bewußtseyn wird euch den süßesten Lohn für viele Mühe und Beschwerden gewähren. Edle Fürsten werden euch unterstützen und

zu sich berufen — die Nation wird eure Namen nennen und Kinder werden dann ihre Aeltern fragen: „Wie fieng es dann der Mann, da er noch klein war, an, daß er so ein großer Mann wurde?"

Wenn ihr in diesem Kapitel viel Neues erfahren und gelernt und mit Vergnügen bis hierher gelesen habt; so werdet ihr euch noch vielmehr vorstellen können, ob ich wohl Recht hatte, wenn ich diesen Nachmittag einen der lehrreichsten und angenehmsten unsrer ganzen Reise nannte? denn wir hörten und erfuhren nicht nur alles das selbst, wovon ihr hier nur eine unvollkommne Nachricht leset; sondern wir sahen und lernten auch noch vielmehr, wovon ich aber aus vielen Ursachen schweigen muß. Meinen Hauptzweck habe ich ja wohl durch das Wenige schon erreicht, auch euch etwas von dem vielen Nützlichen, das wir auf unsrer Reise einerndteten zu Gute kommen zu lassen. Ich habe das herausgehoben, was euch wahrscheinlich bisher noch unbekannt und am ehesten verständlich zu machen war. Ich müßte zu unverständlich werden und euch erst durch manche Seite vorbereiten, ehe ihr meine Nachrichten z. E. vom Tropfstein aus der Baumannshöhle, von der ausserordentlichen auflösenden Kraft der Flußspatsäure, vom Muschelmarmor

mor, vom Blankenburger Marmor, von der Scheidekunst überhaupt, die ich Hrn. Wieglebs Unterricht zu danken hatte, mit Nutzen lesen könntet. Dafür will ich euch lieber noch zum Schlusse bitten, Hr. Wiegleb, den ihr nun als Gelehrten kennt, und hochschätzt, auch als Menschen zu lieben. Er machte nicht eine verdrießliche Miene, da wir 11 Menschen zu ihm kamen, sondern unterhielt und belehrte uns mit aller Geduld, Freundlichkeit und Deutlichkeit so lange ununterbrochen fort, daß uns der Nachmittag wie ein Augenblick hingieng. Die einbrechende Nacht erinnerte uns erst an die Zeit, die uns der gefällige Mann in einer Lage aufgeopfert hatte, wo dies keine Kleinigkeit war. Er ist der Innhaber einer Apotheke, die keinen Augenblick von Menschen leer ist, in der er zwar Gehülfen und Arbeiter hat; aber grade ein Paar Tage vorher hatte er seinen Lehrburschen entlassen. Er ist ein fleißiger Schriftsteller, der an mehreren Schriften arbeitet; folglich ist ihm jede Stunde kostbar und brauchbar. Er ist, wie ihr schon wisset, kein gemeiner Apotheker, sondern ein gelehrter Naturforscher, der jede Gelegenheit wahrnimmt, durch Hülfe der Scheidekunst, neue Entdeckungen zu machen. Er ist ein Mitglied des Stadtrathes. Was der Rath einer Stadt sey, ha-

be ich euch schon erklärt, und daraus möget ihr auch von dieser Seite auf die vielen und wichtigen Geschäfte Hrn. **Wieglebs** einen Schluß machen. Er ist ferner der Lehrer einiger Jünglinge, die bey ihm im Hause Chymie studiren. Aus der Ferne waren ihrer sechse zu ihm gekommen, um durch seinen Unterricht mehr Einsichten in diese Wissenschaft zu erhalten. — Was denkt ihr von einem so thätigen, nützlichen Manne, der die nämliche Zeit, die wir alle hinbringen, doch für so vielerley Menschen, auf so vielerley Weise und doch immer so vorzüglich nützlich zu verwenden weiß? — Gewiß ihr begreift's, wenn ein solcher Mann einen Nachmittag schenkt, daß dieß ein sehr wichtiges Geschenk sey, welches nur ein guter Mann machen könne! — Alles was wir ihn frugen, beantwortete er, gleich, gern und willig — das macht, er war ein geduldiger, freundlicher, gefälliger Mann! — Auch that er sich gar nichts darauf zu gute, daß er vielmehr wußte, als wir, wunderte sich auch nicht, daß wir so vieles noch nicht wüßten, das macht, er war wohl ein Gelehrter, aber kein stolzer! — Unsern Dank für seine vielen Belehrungen, wollte er gar nicht annehmen, er meynte: diesen hätte er gar nicht verdient, und es schien

ihm

ihm nicht recht zu seyn, daß wir aus seiner Gefälligkeit so viel machen wollten — das macht, er war ein bescheidner Mann. Eben deswegen enthalte ich mich auch alles weitern Lobens und Rühmens und denke, ich brauche zu den wahren Thatsachen, die ich von ihm erzählt habe, nichts weiter hinzuzusetzen. Gute Kinder lieben ihn gewiß.

Durch Fleiß, Verstand und Kunst regiert der Mensch die Natur.

Große Dinge wirkt der kleine Mensch! Unmöglichscheinende Dinge macht er wirklich! Seine Wohnstätte, die Erde, verändert, verschönert, vervollkommt er! dem unfruchtbaren Felsen gebietet er zu grünen, der dürren Sandwüste, fruchtbare Wiesen, mit tausend Bächen zu wässern! das kann der Mensch, und mehr kann er; aber nur, wenn er nachdenkt, geduldig überlegt, unermüdet im Fleiß ist und unaufhörlich seine Kräfte übt. —

Ihr sehet, meine jungen Freunde, tausend Menschen um euch, die nichts Großes wirken, nichts

nichts Schweres unternehmen, nichts Unmöglich-scheinendes zu Stande bringen. Daß sie es nicht könnten, ei daran ist kein Zweifel! Wer nur aufmerksam ist, auf das was in der Welt vorgehet, wer z. E. nur die deutsche Jugendzeitung fleissig lieset, der erfährt mit jeder Woche, Beyspiele aus allen Ständen, aus den niedrigsten, wie aus den vornehmsten, von schweren, großen, schönen, edlen Thaten. Am Können muß es also wohl nie liegen; aber oft fehlt der Muth, dieses lebhafte, glückliche Gefühl, von großen Dingen, die man troz allen Hindernissen ausführen will, weil man Kraft und Willen dazu in sich fühlt. Unsern kleinsten und jüngsten Zöglingen fehlt es auch gar oft an Muth, über einen Graben zu springen; sobald aber die größeren voranspringen, geschwind faßt sich bald dieser, bald jener ein Herz, nimmt seinen Anlauf und kömmt glücklich hinüber. Soviel wirken Beyspiele! Sollte es euch etwa nur daran fehlen, um recht viel Fleiß, Muth und Geschicklichkeit zu zeigen; so leset nur weiter!

„Und nun sollen die Kleinen sehen, was Men-„schenfleiß, Kopf und Hände vermögen!“ sprach der Hr. Magister, und führte uns zur Stadt hinaus,

aus, um den Graben herum, in einen Garten, dessen jezziger Besitzer Hr. Doktor Stöller ist. Der Eingang dahin führte durch ein Gartenhaus, welches so groß und vollständig gebaut ist; daß eine ziemliche Familie sehr bequem darinn wohnen könnte. Im Garten selbst grünte und blühte uns alles entgegen. Besonders freuten wir uns über die mancherley fremden Gewächse, welche hierher zusammengebracht waren, und nun durch menschliche Kunst auf einem Boden gediehen, wo sie, der bloßen Natur überlassen, nie hingekommen seyn würden. Da sahen wir die spanische Weide — den Baum, der ein unansehnliches Insekt ernährt, welches unsern Leib wieder mit köstlicher Kleidung schmückt *). — Den Taxus, dessen Schatten zwar nicht tödtet, wie man sonst wohl glaubte, vor dessen Beeren und Blätter aber ich Kinder immer warnen möchte, weil es gewiß ist, daß sie Vögel und Thiere vergiften — den

*) Besonders zur Zucht dieses Baumes benutzt Hr. D. Stöller diesen Garten, der zuerst in Langensalza angefangen hat, unmittelbar von selbst gezognen Würmern innländische Seide zu gewinnen. Er hat für diese rühmliche Bemühung, einen neuen Nahrungszweig empor zu heben, vom Churfürsten eine Preißmedaille erhalten.

den Feigenbaum, dessen eine Art oft nur weibliche Blüthen allein hat, welche nie Frucht tragen würden, wenn nicht ein Insekt den befruchtenden Blumenstaub aus den Staubfäden, der blos männlichen Blüten hinüber trüge — mehrere Malven- und Asterarten, die wir in unsrer Gegend nicht hatten — schwarzen Kümmel (Coriander) — spanische Wicken, mit ihren schönen Blumen — die krause Endivie — indianisches Korn (Mais, türkischen Waitzen) wovon wir uns ohne den Entdecker Amerika's, den Columbus keinen Begriff machen könnten — und mehrere Pflanzen, die bey uns nicht wild wachsen. Je angenehmer es für den Naturforscher ist, die oft sehr weit von einander entfernt wachsenden Arten des nämlichen Gewächses beysammen zu haben, um angenehme und lehrreiche Vergleichungen anzustellen und die wichtigen Unterschiede des Boden, Klima, der natürlichen und künstlichen Wartung zu entdecken: — jemehr es ihn freuen muß, seine Kenntnisse, ohne weite Reisen, viele Mühe und Aufwand erweitern zu können; desto dankbarer sollte allemal unsre Rückerinnerung an die wohlthätigen Menschen seyn, durch deren Bemühungen solche Pflanzensammlungen zu Stande kamen, besonders, wenn damit so

viel

viel Schwierigkeiten verbunden waren, als hier. — Denn wisset, dieser durch tausend grünende, blühende und fruchttragende Gewächse, jetzt belebte Garten, war ehedem größtentheils ein unfruchtbarer, oder steinichter Platz, auf dem kein Gräschen keimte, nicht einmal eine dornichte Distel wuchs. Eine verwittwete Herzogin von Sachsen-Weissenfels zog hierher und beschloß diese Trauerstätte in ein fruchtbares, mildes Gartenland umzuschaffen. Sie nahm fleißige und muthvolle Leute in Sold, schaffte Werkzeuge herbey und wies ihnen Plätze an, wo gute Gartenerde ungebraucht sich sammelte. Viele tausend Wagen und Karren voll Erde, Dünger und fruchtbarem Boden wurden herbey auf den unfruchtbaren Platz geführt, und nach einem Aufwand von 90000 Thlr. sah sie da, wo sich der Wandrer sonst an einem Stein stieß, hohe Fruchtbäume zu Schatten und Genuß einladen; sah sie da, ihre Augen durch frisches Naturgrün gestärkt, wo sonst grauer Kies den Blick ermüdete. Mannichfaltige Gerüche dufteten unzählige Farben, wechselten da, wo beydes vorher unmöglich schien. Gewiß die glücklichsten Jagden, die herrlichsten Opern und prunkvollsten Zimmer mer geben das Vergnügen nicht, was diese Fürstin

stin empfinden mußte, wenn sie in den Gängen dieses Gartens wanderte, zurückdachte, was er war, mit allen Sinnen empfand, was er geworden, und dabey sich bewußt wurde, zugleich die Kräfte vieler Menschen in Thätigkeit gesetzt und dieselben belohnt zu haben.

Was wir aber jetzt dabey empfanden, was sich uns für herrliche Aussichten in die Zukunft eröfneten, wie unser Muth wuchs und die Sehnsucht nach Hause ungemein lebhaft wurde, das kann ich euch eben so wenig beschreiben; als ihr sogleich diese lebhaften Regungen begreifen werdet. Ich muß euch nur sagen, daß unsre Zöglinge ein ähnliches Werk unternommen haben. Gleich hinter ihrem Wohnhause liegt ein steinigter Platz, den noch nie das Eisen fruchtbar gemacht hat. Diesen zum Garten umzuschaffen ist ihr Ziel, dessen Hälfte schon erreicht worden ist. Da sie aber keine fürstlichen Einkünfte, obwohl gesunde Körperkräfte haben; so halten sie keine Arbeiter, sondern legen in der Morgenstunde von 5—6 selbst Hand an, hauen mit Picken und Hacken den Fels loß, schaufeln den Schutt in Schiebekarren, fahren ihn weg, füllen Tiefen damit aus, und holen bessere Erde herbey, auch Sand, den die Wasserfluthen absetzen und

schaften so neuen Boden, auf dem bessere Kräuter gedeihen. Die eine Hälfte des Platzes haben sie schon fruchtbar gemacht, haben schon das unaussprechliche Vergnügen gehabt, davon zu erndten, und noch den Tag vor unsrer Ausreise war ihre letzte Beschäftigung, eine Menge wohlgerathner Kartoffeln davon einzusammlen. — Aber die schwerere Hälfte des Werks haben sie noch vor sich. Sie haben eine höhere Seite zu ebnen, deren Umwandlung noch mehr Geduld, Zeit, Mühe und Kräfte erfordert. — Erfordernisse, welche die wirksamsten Mittel werden und ungemein viel ausrichten können wenn nur Muth da ist. Und dieser wuchs, beym Anblick dieses Gartens, der vorher noch weniger gewesen war, als die Anhöhe hinter dem Schnepfenthaler Erziehungshause. „So soll's da auch noch mit der Zeit aussehen!" war der allgemeine Vorsatz, wobey aber auch gegen den französischen Geschmack, nach welchem dieser Garten angelegt war, und der nur schnitzelt, zur Unzeit regelmäßige Figuren anbringt, durch Einförmigkeit ermüdet und die schöne, wilde, mannichfaltige Ordnung der Natur ganz verläßt, allgemein protestirt ward.

Soviel vom dritten Tage unsrer Reise!

Seidenmanufaktur zu Langensalza.

Nach einigen Besuchen bey werthen Freunden, welche uns durch ihre liebreiche gefällige Aufnahme zum herzlichsten Dank verpflichteten und zu ähnlichen Gesinnungen durch ihr Beyspiel aufs lebhafteste ermunterten, eilten wir in die hiesige Seidenmanufaktur. Diese Manufaktur war hier schon seit hundert Jahren im Gange; aber nur erst durch die Bemühungen der Hrn. Gebrüder Gräser, als der jetzigen Innhaber, kam sie erst recht in Aufnahme.

Zu einer Manufaktur gehören viele Menschen, so vielerley Arbeiten und Werkzeuge, so vielerley Geschäfte, von denen immer ein jedes mit dem vorhergehenden zusammenhängt und zum folgenden wieder vorbereitet; daß es unmöglich ist, in weniger Zeit alles zu überschauen, einzusehen und einem Dritten, der dies alles nicht gesehen, wieder einen so vollständigen Begriff davon zu geben, daß ihm keine Frage mehr übrig bliebe. Ihr werdet also hier keine umständliche Beschreibung erwarten, die allein ein kleines Buch wegnehmen würde; sondern euch mit dem Merkwürdigsten begnügen. Ich übergehe

gehe daher die Naturgeschichte der Seidenraupe, ihre Verwandlung, ihre Hülle aus welcher die Seide in Fäden abgesponnen wird. Ihr kennt gewiß alle den Seidenwurm und sein Gehäuse (Cocon), oder könnt doch sehr leicht davon Begriffe bekommen. Ihr könnt euch nicht vorstellen, mit welcher ausserordentlichen Sorgfalt und Mühe man, besonders in unsern Gegenden, den zärtlichen Seidenwurm, der in dem milden morgenländischen Klima zu Hause ist, vom Ey an bis zum Einspinnen in dies seidene Grab, das ihn uns eben so schätzbar macht, warten und pflegen muß. Sind viele tausend Seidenwürmer glücklich so weit durchgebracht, daß ein kleiner Vorrath von Cocons vorhanden ist; so erfordert die Zubereitung derselben zu weiterem Gebrauch, gewiß noch eben so viele Sorgfalt, Zeit und Mühe.

Die Cocons werden im Ofen gebacken um die Larve zu tödten, welche außerdem, von der Wärme gereitzt, ihr Gehäuse durchbohren und es so zum Gebrauch untüchtig machen würde; weil vom zerrißnen Gespinnst nicht mehr ein einiger langer Faden abgewunden werden kann, sondern höchstens lauter kurze Fasern, allenfalls zu Floretseide brauchbar. Die gebacknen Cocons werden in heißes Was-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

ser geworfen, damit der Seidenfaden losweiche. Dieser Faden ist äußerst zart und würde deswegen zu keiner Arbeit zu brauchen seyn. Daher werden die Fäden von mehreren Cocons durch einen Ring in einen einzigen geleitet, welcher sich auf eine Winde herumwickelt. — Ehe sich am Cocon der Seidenfaden zeigt, machen sich kurze Fasern, rund herum loß, welche dir äußerste Hülle des Gehäuses ausmachten, und die sogenannte **Floretseide** geben.

Außer dieser gröbern Floret- oder Flockseide, welche besonders zu Strümpfen gebraucht wird, theilt man die feinere, aufgewundne Seide in **Organsin**- und **Tramseide** ein. Die erstere ist die beste. Ihre Vorzüge sind Feinheit und Dichtigkeit. Sie erfordert auch eine weit sorgfältigere und vielfachere Behandlung als die Tramseide.

Wenn die Coconfäden alle auf der Haspel abgewunden sind; so nimmt man sie herab und nennt sie nun rohe Seide, aus welcher nachher theils **Organsin**- theils **Tramseide** verfertigt wird. Nachdem man sie mehr oder weniger dauerhaft und gut haben haben will, werden aus 2, 3, auch wohl 4 dieser rohen Fäden, wieder einzelne Fäden gedrehet, und mehrere dieser gedrehter Fäden wie-

der

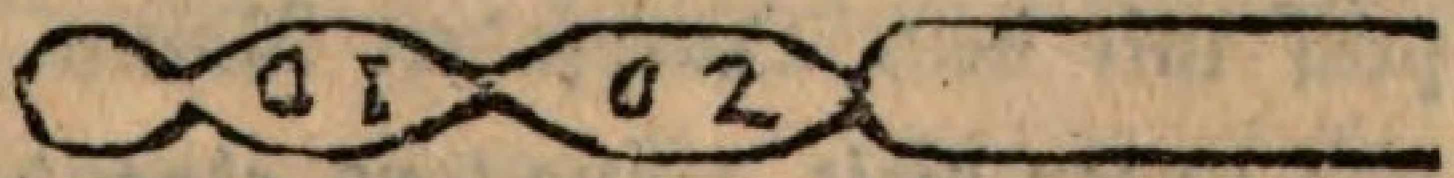
der zu einem einzigen gezwirnt. Aus diesen gezwirnten Seidenfaden werden Strähnen gemacht und dann den Färbern und Seidenwirken übergeben. Hr. Gräser zeigte uns solche Strähnen roher, gezwirnter Seide. Sie war daher noch ungefärbt, aber ihre natürliche Farbe glänzte mit dem schönsten Goldgelb. Jeder Faden war aus 16 einzelnen Fäden zusammengezwirnt und doch so zart wie ein Haar. — Diese rohe Seide kommt nun, nachdem sie vorher gekocht worden, in die Hände des Färbers, welcher mehr darauf siehet, ihr Glanz und Farbenschönheit zu geben, als die Ordnung der Fäden zu erhalten. Daher ist das wieder ein neues mühsames Geschäft, die gefärbte Seide wieder in Ordnung zu bringen. Die wieder zu Strähnen geordneten Faden, werden sodann über Haspel gehängt und von da auf Bovinen *) abgewik-

*) Bey jedem Leineweber könnt ihr euch durch den Augenschein vom Unterschiede der Bovinen und kleinen Spulen überzeugen. Ich muß euch überhaupt sagen, daß ich bey jedem meiner kleinen Leser die vollkommne Kenntniß des allbekannten Leinweberstuhls voraussetze. Wer also etwa noch nicht daran gedacht haben sollte, sich von dieser so nöthigen und wichtigen

gewickelt. Man hat dazu eigne kleine, vortheilhaft eingerichtete Maschinen, deren uns auch Hr. Gräser eine zeigte. Sie hatte vier kleine Räder oder Winden über deren jedes eine Strähne gefärbter Seidenfaden hieng. Eine Frauensperson konnte durch eine einzige Bewegung mit der Hand zu gleicher Zeit diese vier Räder herumdrehen. So wie sie drehte, lief von jedem Rade ein Faden (also zusammen vier Fäden) auf eine drunter liegende Bovine, und wickelte sich auf derselben zu einem einzigen Faden. Dabey war diese Maschine so artig eingerichtet, daß sich kein Faden über den andern, sondern alle, der Breite nach, in schönster Ordnung, neben einander aufwanden, und daß sie sehr schnell mit ungemeiner Leichtigkeit in Bewegung gesetzt werden konnte, ohne daß ein Faden ist.

Von den Bovinen kommt die Seide auf die Schermühle, welche in der Hauptsache die nämliche Einrichtung und Absicht hat, welche die Scherlatte, beym

gen Maschine einen deutlichen Begriff zu machen; der versäume nicht es noch zu thun, weil ihm sonst das, was ich noch davon anführen werde, eben so unverständlich bleiben möchte, als die Nachricht von der Porzellanfabrik dem, der noch nie begriffen hat, was ein Töpfer handhabe.

beym Lekneweber zeigt. Die Fäden der Bovinen sind nämlich bestimmt, die Grundlage des Zeuges auszumachen, das gewebt werden soll. Sie werden daher der Länge nach über den Stuhl ausgespannt, nachdem vorher, die übrige Fadenlänge, welche noch weit über den Stuhl hinausreicht, auf die Rolle (Baum) des Stuhls aufgewickelt worden. In der Art und Weise diese Fäden auszuspannen, liegt das Mittel, sie durch Querfäden fest in einander zu gittern und zu dichten Zeugen zu vereinigen. Sie werden nämlich, wie ihr beym Leineweber sehet, nicht einzeln am Stock, der im Baume liegt, angeknüpft, sondern gedopdelt übergehängt, so daß eine doppelte Reihe Fäden, über einander hinläuft. Jetzt könnte ich zwar einen Querfaden durchziehen, aber wie ihn befestigen, wie verhindern, daß er nicht vorrückt? Auch könnte ich den Faden nur einmal durchstecken, da würde also die Weberey bald ein Ende haben. Wie aber, wenn ich die Fäden, von denen jeder so doppelt über einander liegt, (kreuzweise mehrmals durcheinander steckte, etwa so? 

Nun könnte ich durch die Oefnung *a* 1 den Querfaden hinein, und auf der andern Seite durch *a* 2

wieder durchziehen, und wenn er durchgezogen wäre, dürfte ich nur die Oefnungen verengen und die Fäden recht dicht zusammenziehen; so würden die Längenfaden, der Breite nach schon zweymal durch den Querfaden verknüpft worden seyn. — Aber was wollen zweymal gegen so viele tausendmalige Verbindungen sagen, welche in einem langen Stück Zeuge nöthig sind? der Faden muß noch unzähligemal, der Breite nach durchgezogen, oder eingeschlagen werden; folglich ist die kreuzweise Lage der Fäden durch das ganze Stück, welches gewebt werden soll, bis zu Ende nöthig. Diese kreuzweise Lage der Fäden wird schon durch die eigne Art, wie man sie von den Bovinen auf die Scherlatte anhängt, vorbereitet, und durch die Kämme, Fußtritte und dazwischen gesteckte Stäbe erhalten. Dies alles macht euch ein gefälliger und verständiger Leineweber gern und leicht begreiflich; wenn ihr nur erst die Hauptsache gefaßt habt, worauf es bey jeder Weberey ankömmt, nämlich: auf Kreuzöfnungen, der in die Länge doppelt laufenden Faden, die, um dem Schützen zum Durchlauf mit dem Querfaden Raum zu schaffen, oben und unten weit genug aus einander gespannt, und um den Faden fest in die Oefnung einzuschließen, wieder stark zusammengezogen werden müssen. Nochmals

mals erinnere ich freundschaftlichst an einen Besuch beym Leineweber und dann bitte ich euch uns in die Seidenmanufaktur selbst zu begleiten, wohin uns, Hr. Gräser die Güte hatte, zu führen.

Ehe wir hinkommen, werde ich noch so viele Zeit haben, euch mit einigen eigenthümlichen Ausdrücken, welche immer Künstler besonders bey ihrer Kunst nur zu brauchen pflegen und die man dahero **Kunstwörter** nennt, des Webers bekannt zu machen.

Die Fäden, welche der Länge nach über den Weberstuhl ausgespannt werden, heißt man alle zusammen den **Aufzug**, weil sie so aufgespannt oder aufgezogen sind, wie etwa die Saiten auf einem Klaviere — auch wohl die **Kette**, weil die Fadengebinde vom Weber auf eine solche eigne Art von der Scherlatte abgenommen werden, daß sie das Ansehn einer Kette bekommen — auch **Zettel**, **Wurft** ꝛc. Die Querfäden, welche man vermittelst der kleinen, im Schützen beweglichen Spule durch die Kreutzöfnungen der Kettenfäden wirft, nennt man den **Einschlag**. Unter dem Weberstuhl habt ihr einen Fußtritt bemerkt. Von demselben geht ein starker Bindfaden hinaufwärts nach der Kette und ist an einem Stab befestigt, der frey,

 in

in der Quere unter der Kette hängt. Eine gute Spanne hoch über der Kette schwebt auf gleiche Art ein Querstab. Beyde Querstäbe sind durch angeknüpfte Fäden verbunden und werden, weil sie dadurch die Gestalt eines Kammes bekommen, zusammen auch der Kamm genannt. Die Fäden beyder Kammhölzer sind aber nicht unmittelbar mit einander verbunden; sondern zwischen jedem derselben ist ein kleines rundes zusammengeknüpftes Fädchen in Gestalt einer o. Dieses Fädchen nennt man das Auge. Am obern und untern Theile des Auges, sind die Enden eines jeden Faden vom obern und untern Kammholz angeknüpft. So viele Enden der Kamm hat, an so vielen Augen ist er auch geknüpft.

Dieser Kämme sind zwey, auch mehrere, nachdem die Zeuge, welche gewebt werden sollen, verschieden sind. Zwischen diesen perpendikularen Kammfäden laufen die horizontalen Kettenfäden durch, doch nicht auf gleiche Art. Die Kettenfäden, welche durch die Augen des ersten Kammes laufen, laufen durch kein Auge weiter und wenn auch noch so viele Kämme hinter einander folgten, sondern gehen zwischen und neben den Augen aller übrigen Kämme vorbey. Eben so gehen die Kettenfä-

tenfä-

tenfäden, welche durch die Augen des zweyten Kammes laufen sollen, durch kein einziges Auge des ersten Kammes, sondern neben dessen so wie aller übrigen Kämme Augen vorbey. — So wie an den untern Kammstab vom Fußtritt an ein Bindfaden hinaufgieng; so ist auch am obern Kammstab ein Bindfaden befestigt, der in die Höhe über eine Rolle geleitet wieder herabläuft und da am obern Stab eines andern Kammes befestigt ist. Tritt der Weber auf den Fußtritt, so ziehet er mittelst des Bindfadens einen Kamm herunter, und zugleich die durch dessen Augen laufenden Kettenfäden mit. Indem dieser Kamm heruntergehet, so ziehet er den andern, mit dem er, vermittelst der Rolle verbunden ist, in die Höhe und zugleich die Kettenfäden mit, welche durch dessen Augen laufen, und so kann der Weber vermittelst des Fußtritts die Kette öfnen, den Schützen durchwerfen, und, wenn er den Tritt fahren läßt, den Einschlag mit der Kette wieder schließen und mit der Lade fest einpressen. — Der **Brustbaum** ist die Walze, an welcher die Kette gleich anfänglich befestigt wird, und vor welcher der Weber zunächst sitzt. Die **Lade** ist der große, viereckigte, bewegliche Rahm, der zunächst nach dem Brustbaume folgt, und wel-

chen der Weber nach jedem Einschuß des Einschlages auf sich zuschiebt. In diesen Rahm ist unten der ganzen Breite nach wieder ein andrer Rahm eingesetzt, der aber nur ein Paar Zoll hoch ist. In diesem stehen dicht nebeneinander kleine Rohrstifte, zwischen welchen auf die nämliche Weise, wie zwischen den Kämmen, die Kettenfäden durchlaufen. Dieser kleine Rahm heißt das **Blatt**, welches den eingeschoßnen Faden allemal recht fest anzwängt. — Solcher Theile und ihrer Benennungen giebt es noch weit mehrere; aber meine Zeit ist um, wir treten in das Manufakturgebäude.

Ein erquickender Anblick, in einem großen Saale und einigen dran stoßenden Stuben, eine Menge Menschen thätig beschäftigt und 30 Weberstühle im Gange zu sehen! Wir konnten uns nicht enthalten, die Zahl der fleißigen Arbeiter etwas näher zu untersuchen, und wurden mit einer wahrhaften Hochachtung gegen die Herren Gebrüder Gräser erfüllt, da wir erfuhren, daß sie durch ihre Anstalten, Einrichtungen, durch ihre thätige Betriebsamkeit und Unterstützung, in diesem Hause täglich 60 Personen, alt und jung, erhalten, und im Ganzen blos durch ihre Manufaktur wohl tausend Menschen in Nahrung setzen. Der geringste

Wochenlohn, den sich hier ein zwölfjähriger Junge verdienen konnte, belief sich doch auf 12 gl. Ein bloßer Lehrjunge konnte es schon auf 20 gl. und ein Geselle auf 1 Thl. 12 gl. bringen.

Der Weberstuhl des Seidenwirkers hat, im Ganzen eine gleiche Einrichtung mit dem Stuhle des Leinewebers. Da aber der Seidenweber 1) ein viel zärteres Produkt und dasselbe 2) auf eine viel mannichfaltigere Weise verarbeitet; so folgt ganz natürlich, daß der Seidenweberstuhl 1) etwas andere und 2) mehrere Theile hat. Ich will euch von beyden einen kleinen Begriff zu geben suchen. Vor allen Dingen muß ich erinnern, daß in der hiesigen Manufaktur keine ganz= sondern nur halbseidne Zeuge verfertigt werden, außer welchen beyden Arten, es noch eine dritte, die Gaze= oder Florweberey giebt. Bey den halbseidnen Zeugen vermischt man die seidnen, mit den wohlfeileren, leinenen, schaaf= oder baumwollenen Faden.

Die ältesten halbseidnen Zeuge sind die sogenannten Paplins. Hier ist die Kette Organsinseide und der Einschlag von feinster Schaafwolle. Wir sahen von diesen Zeugen vortrefliche Muster. Außer diesen sahen wir halbseidnen Gros=de=Tour, dessen Kette durchaus Seide, der Einschlag aber

einen

einen seidnen und zwey baumwollne Fäden hat. Noch ein Zeug ward von schwarzer Baumwolle und weisser Seide gewebt, welches hier häufig gearbeitet und uns besonders deswegen merkwürdig war, weil es beynahe ganz allein nur in einer einzigen Provinz Thüringens, im Altenburgschen getragen wird. Die Altenburger haben überhaupt eine eigne Nationaltracht, die ihr vielleicht bey einer andern Gelegenheit kennen lernen sollet. — Camelote sind auch bekannte halbseidne Zeuge, die sonst besonders sehr stark getragen wurden.

Der Seidenweber weicht hauptsächlich darin vom Leinweber ab, daß er ein weit zarteres Product verarbeitet. Dieß erfordert weit mehr Genauigkeit in der Behandlung und weit mehr Vorsicht, um es zum haltbaren Zeuge zu machen. Daher kommen nun einige Abweichungen in den Stükken beyder Handwerker. Die Lade des Seidenweberstuhls ist z. B. weit leichter, als beym Leineweber, die Stifte des Ladenblattes sind von spanischem Rohr oder von fein polirtem Stahl. Die Kettenfaden werden, um sie besser zu schonen, in mehrere Kämme vertheilt; wenn auch eben keine besondre Zeugart auf dem Stuhle ist, die dies an sich nothwendig erforderte. Und so sind noch viel mehr Eigenheiten, welche die besondern, verschiedenen

nen Zeugarten erfordern. So verlangen die Sammtzeuge eine andre Einrichtung des Stuhles, als die Stoffe; die Stoffe eine andre, als die Atlasse u. s. w. Da wir aber hier blos halbseidne Zeuge verfertigen sahen; so kann ich euch nichts von der besondern Verfertigungsart dieser Zeuge sagen. Dafür will ich euch lieber einen Begriff von einem Hauptstück des Seidenweberstuhls zu machen suchen, das bey allen Seidenarbeiten gebraucht wird. Ich meyne das Ziehwerk.

Nicht alle Seidenzeuge sind glatt und einfärbig. Ihr werdet mehrfarbige auch solche Seidenstücke gesehen haben, in denen Blumen oder andre erhabene Figuren regelmäßig eingewebt waren. Wie soll das bewirkt werden? Ihr begreift leicht, daß die schon vorhandne Maschine nicht zureicht, auch noch Blumen einzuweben, wenn sie gleich hinlänglich ist, den Grundzeug in einander zu ketten, auf welchem die Blnmen hervorragen sollen. Sollen die Blumen eingewebt werden; so gehet das auf keine andre Weise an, als daß außer dem gewöhnlichen Einschlag, noch besondre Seidenfäden von andern Farbnn eingeschossen werden, welche dann die bunten Blumen bilden. Aber da ist die Schwierigkeit, daß der Einschlag durch die ganze Breite des Stücks durchläuft und nur immer grade Li-

nien zeigt; da doch die Blume nicht überall, sondern nur hie und da, aber regelmäßig, und nicht als grade Linie, sondern unter einer gewissen bestimmten Figur, das einemal wie das andremal gesehen werden soll.

Ehe ich euch zu erklären suche, wie diese Schwierigkeiten gehoben werden, muß ich euch sagen, daß meist alle Seidenzeuge, so auf dem Stuhle ausgespannt und gewebt werden, daß die linke Seite des Zeuges oben, vor den Augen des Webers, die rechte aber unten zu liegen kommt. Wenn ihr geblümte Seidenzeuge untersucht; so findet ihr, daß nur auf der rechten Seite die Blumen schön und kenntlich, auf der linken aber undeutlich und halb verdeckt sind.

Ihr habt oben gelesen, daß die Kettenfäden, um dem Einschlag eine Oefnung zu machen, zur Hälfte in die Höhe gezogen werden. Denkt euch einmal 400 weisse seidene Kettenfäden, die auf dem Stuhle aufgespannt, durch's Blatt und die Kämme laufen. Denkt euch im Blatte hundert Rohrstifte; so begreift ihe leicht, daß allemal zwischem jedem Stifte 4 weisse Fäden auf einmal laufen müssen, wenn alle 400 Fäden durchs Blatt gehen sollen. Nähme ich auch zum Einschlage weisse Fäden; so würde dies ein weisses Zeug werden. Gesetzt aber, jemand

jemand verlangte ein schwarzgetippeltes Zeug, so daß wenn ein Zoll in die Länge weisses Zeug gewebt worden wäre, nun allemâl in die Breite etwa 20 schwarze Punkte noch mit eingewebt werden sollten, wie da? Vor allen Dingen versiehet sich der Seidenweber, außer den Spulröllchen zu den weissen Einschlagfäden, noch mit andern, welche mit schwarzen Fäden bewickelt sind. Von den letztern nimmt er allemal eins zur Hand, wenn er einen Zoll lang durchaus weiß gewebt hat. — Wollte er nun die Kette wieder Faden um Faden öfnen; so daß die eine Hälfte oberwärts, die andre herunterwärts auseinander gespannt wurde; so würde der schwarze Faden so gut auf die rechte, als auf die linke Seite hinkommen und überdem 10 besondre schwarze Punkte nicht einmal sichtbar machen. Deswegen hebt der Weber, weder die ganze Hälfte der obern Fäden noch die andre ganze Hälfte der untern Fäden allein sondern an 10 Orten der Kette (versteht sich in der Breite) die obern und unten liegenden Fäden zugleich, in die Höhe; so daß, wenn man unter den Stuhl die Kette ansähe, 10 Lücken durch die ganze Breite gehen würden. Von der ganzen Kette sind also an 10 Stellen die Fäden in die Höhe genommen; nun schießet der Weber unter diesen, an 10 Or-

Orten in die Höhe gezognen Fäden, das Spulröllchen mit dem schwarzen Faden durch, welcher jetzt, unten, auf der rechten Seite des Zeuges, auch blos an den 10 Orten sichtbar seyn wird, wo durch die, in die Höhe gezognen Faden, Lücken entstanden waren. Diese in die Höhe gezognen Kettenfäden fallen hierauf wieder auf den schwarzen Einschlagfaden herab, welchen das Ladenblatt durch seine Schwere fest eindrückt. Damit nun aber auch die Punkte recht regelmäßig, gleichweit von einander erscheinen; so darf er nur am Blatte, welches, wie ich oben sagte, 100 Stifte bey diesem Zeuge haben sollte, von 10 Stiften zu 10 Stiften allemal die 4 Kettenfäden, die neben jedem Stift vorbeylaufen, in die Höhe heben. — Habt ihr dieß völlig begriffen, so sehet ihr leicht ein, daß außer dem gewöhnlichen Einschlag, noch mehrere schwarze Fäden hinter einander auf die Art eingeschossen werden müssen, weil einer allein noch keinen merklichen Tippel bilden würde. Habt ihr dieß recht begriffen; so könnt ihr euch, bey einigem Nachdenken auch nun schon vorstellen, wie auf gleiche Art Figuren und Blumen eingewebt werden können. Es kömmt nur immer darauf an, daß die Kettenfäden an den Stellen, wo ein Theil der Figur, bey

jedem

jedem Einschlage hinkommen soll, alle in die Höhe gezogen werden. Freylich gehört hierzu eine ausserordentliche Aufmerksamkeit und Genauigkeit, weil eine Blume nicht gleich breit und lang und eine gradlinigte Figur ist, sondern am Stil schmal, an der Blüte breit ist und sich in gebognen Linien schlängelt. Um solche Figuren richtig herauszubringen, müssen daher beynahe nach jedem Einschlage, wieder andre und bald mehr, bald weniger Kettenfäden in die Höhe gezogen werden. Auch sind die Blumen vielfarbigt. Soll diese Verschiedenheit der Farben ausgedrückt werden; so muß für jede Farbe, ein besondres Spulröllchen, mit einem ähnlich gefärbten Faden da seyn und der Seidenweber hat alle seine Achtsamkeit nöthig, ja kein unrechtes Röllchen zu ergreifen und etwa da einen rothen Faden einzuschießen, wo ein grüner hingehört.

Damit es euch aber immer begreiflicher werde, wie der Seidenweber nur allemal die rechten Kettenfäden treffen könne, um sie in die Höhe zu spannen unb unter ihnen durch, immer am rechten Orte die farbigten Fäden einzuschießen, welche die Blume bilden sollen; so erinnert euch zuförderst an eure ersten Versuche in der Schreibkunst. Worauf kam es hauptsächlich an, nicht wahr, auf eine gute

Vorschrift? — Grade so ist es auch beym Seidenweber, er muß ein Muster, ein Gemälde auf dem Papiere vor sich haben. — Gesetzt, er hätte eine gemalte Blume vor sich, die er nachweben sollte; könnte er sie nicht auf einem andern Papier abzeichnen, die Zeichnung ausschneiden, so, daß sich auf der ausgeschnittnen Stelle der Umriß der Blume zeigte? — Wenn er nun diesen ausgeschnittnen Bog en auf seine Kette legte, würden da dem Weber nicht durch die ausgeschnittne Stelle, alle Gegenden seiner Kette bemerklich werden, wo die Blume hingehört? Würde er nicht genau sehen, wie weit sie gehet, und welche Fäden in die Höhe genommen werden müßten? denn er siehet ja nur blos, in der Gegend die Fäden durchlaufen, wo die ausgeschnittne Blume im Bogeneine Oefnung gemacht hat; da hingegen die übrigen Theile der Kette durchs Papier bedeckt werden.

Das wäre also so ein Mittel, genau auf der Kette die Stellen ausfindig zu machen, wo jedesmal ein Theil der Fäden völlig in die Höhe gehoben werden müßte, um auf der rechten Seite des Zeuges Oefnungen zu machen, durch welche der Farbenfaden sich zeigen, und nach mehreren Einschlä-

schlägen die Blumenfigur bilden kann. — Aber nun gehet einmal zum Leineweber, und gebt scharf acht, wie es hergehet. Da werdet ihr, bey genauer Aufmerksamkeit euch überzeugen: 1) daß wegen der Kämme gar kein Platz auf der Kette ist, wo so ein ausgeschnittner Musterbogen liegen könnte, 2) wäre auch Platz; so könnte der Weber, die durchgeschnittnen Blumenstellen ausgenommen, doch an allen übrigen Orten nicht sehen, was er webte, 3) würde durch die beständige Bewegung der Kämme und Lade, der Bogen auf der Kette immer hin und her geschoben und folglich auch, die Fadenstellen der Blumen alle Augenblicke verrückt werden, aber 4) und hauptsächlich käme es doch noch auf eine Erfindung an, zum jedesmaligen Einschlage, grade die Anzahl von Kettenfäden, nicht mehr und nicht weniger, als zur jedesmaligen Blumenbreite erfordert wird, recht schnell in die Höhe zu spannen, schnell wieder fallen zu lassen (damit die Lade den eingeschlagnen Blumenfaden befestigen könnte) und zum folgenden Einschlage wieder schnell die folgenden, gehörigen Kettenfäden auf gleiche Weise zu heben und fallen zu lassen.

Der Leineweber hilft sich durch Kämme, die er mit dem Fuße tritt, ohne viele Schwierigkeiten;

 eben

eben so hilft sich der Seidenweber, bey dem gewöhnlichen Einschlagfaden, ohne weitere Verwirrung. Er will nur vermittelst des Kammes die ganze Kette in zwey gleiche Hälften, in Gestalt einer Schere theilen, um zwischen durch den Einschlagfaden einzuschießen. Aber beym Einschlag der Blumen ist dies ganz anders. 1) Wird die Kette nicht durch die ganze Breite aufgehoben, sondern nur an den Stellen, wo Blumen erscheinen sollen 2) an diesen Stellen nicht zur Hälfte, wie beym andern Einschlagsfaden, sondern völlig, so daß unter der Kette eine völlige Lücke entstehet, 3) verringert oder vermehrt sich, beynahe nach jedem Einschlage die Anzahl der Kettenfäden, welche an der Blumenstelle, in die Höhe gehoben werden müssen, weil die Figur der Blume selbst sich alle Augenblicke ändert und bald eine größere, bald eine schmälere Breite einnimmt. Sollte nun der Aufzug durch Kämme geschehen; so müßte vom Anfang der Blume an' nach jedem Einschlage ein andrer Kamm ausgespannt seyn, und daß so fort bis zum letzten Blumenpunkt. — Nun stellt euch nur einmal die Blume ein wenig groß vor; so könnt ihr immer auf ein Paar hundert Einschläge und folglich auch auf ein Paar hundert Kämme rechnen.,

Und die zweyhundert Kämme brauchten wieder zweyhundert Fußtritte. Denkt, wo sollte dazu Platz auf der Kette, und unter dem Stuhl herkommen, und wie sollte es der arme Weber anfangen, sich nicht zu verwirren, und immer den rechten Fußtritt zu treten!

Alle diese Schwierigkeiten zu vermeiden, dachte man nun hin und her auf Mittel. Der Erfindungsgeist eines Menschen, welcher früh sich beflissen hat, über alles nachzudenken und fleißige Vergleichungen anzustellen, weiß dergleichen in den schwierigsten Fällen auszumachen, und auch hier entdeckte man eins. Man erfand das Zugwerk. Ehe ich euch dies zu erklären versuche, müsset ihr euch, den Zweck dieser Maschine recht deutlich, noch einmal vor Augen stellen. Dieser soll seyn: Nach jedem Einschlag allemal diejenigen Kettenfäden indie Höhe zu ziehen, welche nach und nach gehoben werden müssen, um die ganze Blumenfigur an den aufgehobnen Stellen einweben zu können.

Zu dem Ende wird zu der Musterblume ein großer Bogen, welcher der Deutlichkeit wegen viel größer und besonders breiter ist, als das, auf dem Stocke ausgespannte Zeug, genommen. Auf diesem Bogen werden der Länge nach so viele Linien gezogen,

zogen, als die Kette zum Zeuge, auf dem Stuhle Fäden hat. Diese Längenlinien, werden von andern in die Breite durchschnitten, welche den Einschlag vorstellen; so daß ihr auf dem ganzen Bogen nichts als kleine Quadrate gewahr werdet. Dieser Bogen stellt also die gezeichnete Zeugkette vor. Auf diesen Quadraten wird nun die Blume gezeichnet und ausgemalt. Etwas Aehnliches findet ihr in den Strickbüchern der Damen; wo der Musterzwickel auch auf lauter kleinen Quadraten verzeichnet ist, um es der Strickerinn leicht zu machen, genau die Figur nachzustricken. Sie darf nur Reihe vor Reihe die Quadrate der Figur zählen. So viel Quadrate sich in jeder Reihe finden; so viel Maschen strickt sie auf jeder Nadel bunt, und am Ende wird auf dem Strumpfe die nämliche Figur erscheinen, die im Strickbuch gezeichnet war.

Denkt euch jetzt ein Bret, das so viele Löcher hat, als der Bogen Quadrate. Zählet alle Längenlinien auf dem Bogen mit den vielen Quadraten. Es sollen einmal, um sie besser übersehen zu können, nur 20 seyn. Vergesset nicht, daß diese 20 Längenlinien, welche auf dem Bogen gezeichnet sind, die Kettenfäden auf dem Stuhle vorstellen sollen, welche wir gern nach der Blumenfigur

in die Höhe zu ziehen wünschten. Zu dem Ende knüpft eben so viel, nämlich 20 Bindfäden, dicht neben einander auf einen Stab. Wenn ich diesen Stab jetzt quer über die Kette hielte, und die 20 Bindfaden, die mit ihrem einem Ende am Stabe festgeknüpft sind, am andern Ende an die Kettenfäden befestigte, so könnte ich mittelst dieses Stabes schon die ganze Kette in die Höhe heben. Aber damit ist mir noch lange nicht gedient, ich will ja eine Blume einweben, also darf ich nicht immer alle 20 Faden der ganzen Kette heben, sondern bald 4, bald 6, bald 8, bald 12, nachdem die Blume mehr Breite braucht. Also knüpfe ich am andern Ende der 20 Bindfäden, die am Stabe festgeschlungen sind, nicht die Kettenfäden des Stuhles, sondern — glücklicher Einfall! — an jeden Bindfaden wieder andre Schnüre. Es ist aber nicht einerley, ob ich viel oder wenig Schnüre an jeden Bindfaden knüpfe; ich muß mich mit der Anzahl genau nach den Quadraten meines Bogens richten.

Stellt euch diesen Bogen mit den Quadraten wieder recht lebhaft vor. Könnet ihr ein bischen mit Bleystift, Linial und Pinsel umgehen; so wollte ich euch wohl rathen, einen Bogen vor euch zu nehmen, 20 Linien der Länge nach, und gleich

weit von einander, darauf hinzuziehen, durch diese Linien wieder andre zu ziehen, so daß gleichseitige Quadrate auf dem ganzen Bogen entständen. Nun nehmt euern Pinsel und mahlt euch eine Blume auf euern Bogen hin, so groß, daß sie bis an den rechten und linken Rand des Bogens reicht. Eure Längenlinien numerirt unten am Rande des Bogens mit 1, 2, 3, bis 20. Ihr werdet finden, alle Längenlinien gehen durch eure gemalte Blume; doch mit dem Unterschiede, einige durch viele bemalte und wenige weisse Quadrate des Bogens, andre Längenlinien hingegen, und zwar die meisten gehen durch weit mehr weisse, als bemalte Quadrate. — So ist es auch mit dem Bogen, auf welchem die Musterblume gemalt ist beschaffen. Der Weber hat seinen Musterbogen vor sich und den Stab mit den 20 Bindfaden in Händen. Er fasset den ersten Bindfaden und siehet dabey nach der ersten Längentinie, durch wieviel bemalte Quadrate sie läuft. Es sollen deren 2 seyn; so knüpft er am ersten Bindfaden 2 Schnüre, läßt sich das Bret welches eben so viel Löcher, als der Bogen Quadrate hat, so über den Bogen halten, daß er durch jedes Loch auf das darunter befindliche Quadrat sehen kann. Nun sucht er die 2 Löcher, welche grade

de über den 2 bemalten Quadraten der ersten Längenlinie stehen müssen, und durch diese steckt er nun die 2 sehr langen Schnüre des ersten Bindfadens.

Hierauf fasset er den zweyten Bindfaden, siehet zu, durch wieviel bemalte Quadrate seine zweyte Längenlinie auf dem Bogen läuft, (es sollen 5 seyn) und knüpft dem gemäß, an seinem zweyten Bindfaden 5 Schnüre, die er wieder durchs Bret, genau in die Löcher steckt, welche über den 5 Quadraten des Bogens liegen. Und so knüpft er seine Schnüre durch, bis für jedes bemalte Quadrat der Blume, eine Schnur durch das ähnlich liegende Loch läuft. Da seht ihr jetzt die Lage der Blumenquadrate durch die, in den ähnlich liegenden Oefnungen des durchlöcherten Brettes, herunterlaufenden Schnüre völlig nachgeahmt. Da aber die Quadrate des Bogens, eben so ähnlich das Netz der Ketten- und Einschlagsfäden auf dem Stuhle nachahmen; so werden die Schnüre, wenn ich das durchlöcherte Brett grade über der Kette halte, auch grade unten die Stellen der Fäden berühren, welche in die Höhe gezogen werden müssen, um die Blumenfigur einzuweben. Sie können also, zum Aufzuge an den Kettenfäden an den gehörigen Stel-

len, auf die Weise angehängt werden, wie der Leineweber seine Kämme einhängt. Dies geschiehet in der That.

Das durchlöcherte Brett, zwischen welchem die Schnüre nun durchlaufen und die Blumenfigur nachahmen wird an der Seite des Stuhles, etwa 5 Schuh hoch, horizontal befestigt. Ganz oben an der Seite des Stuhls befindet sich ein ähnliches durchlöchertes Brett. Durch dieses werden die Schnüre, in gleicher Ordnung in die Höhe gezogen, über den Stuhl auf Rollen, und hinab durch ein drittes durchlöchertes Brett bis auf die Kettenfäden geleitet. Sie laufen durch die Kette beynahe bis zur Erde hinab. Damit sie gespannt hängen, wird unten an jeder Schnur ein Stück Bley befestigt, welches durch seine Schwere die Schnur in Spannung erhält. Diese Schnüre, welche man alle zusammen den Harnisch nennt, haben da, wo sie durch die Kette, zehen eben solche Augen wie die Kämme, durch welche Augen die Kettenfäden auf eben die Weise wie durch die Kammaugen laufen. Folget nun mit euern Augen in Gedanken, den Schnüren von der Kette an, wieder in die Höhe nach; so sehen wir sie durchs dritte Brett, von da über die Rollen in's zweyte Brett und endlich wieder in's erste Brett

Unter demselben ragen sie nur noch eben so weit vor, daß man sie mit Händen fassen kann. Hier ist wieder etwas Neues vorgegangen. Da man beym ersten Durchziehen der Schnüre durch die Löcher des Brettes blos die Längenlinien zählte, und acht gab, durch wie viele bemalte Quadrate, und folglich durch wie viele Löcher in der Länge hin auf dem Brette die Schnüre durchgelassen werden mußten; so hat man jetzt auf den Querlinien die Löcher bemerkt, durch welche Schnüre laufen, und allemal zwischen dem ersten und zweyten Brette, alle Schnüre, welche auf der nämlichen Linie in die Breite durchgehen, in der Mitte, in einem Packt zusammengebunden. Von diesem Packt aller Schnüre, die in einer einzigen Linie, der Breite nach, durch die durchlöcherten Bretter gehen, laufen 2 starke Leinen, ebenfalls durch das erste durchlöcherte Brett herab, und in der nämlichen Breite, welche unten an ein längliches Stückchen Holz, das man den Ziehkegel heißt, festgeknüpft sind. Auf gleiche Weise wird die zweyte Reihe Schnüre, der Breite nach, zusammengebunden und dieß Packt, durch die Leinen, mit einem zweyten Ziehkegel unterhalb des Brettes verbunden. So erhält das erste durchlöcherte Brett so viel Ziehkegel als Reihen

Schnü-

Schnüre in der Breite durchs Brett gehen, oder als Linien der Breite nach, durch die Längenlinien auf dem Musterbogen giengen.

Bey diesen Kegeln wird ein Junge gestellt, welcher diese Kegel der Reihe nach so ziehet, wie sie in den Löchern folgen. Nach jedem Einschlage ziehet der Junge einen Kegel. Mit diesem einzigen Zuge, werden alle Schnüre, die in einer Linie der Breite nach liegen, auf der einen Seite, herunter, folglich auf der andern Seite, hinauf, und mit ihnen alle die Kettenfäden, welche über die Augen gehängt worden, in die Höhe gezogen. Da nun die Schnure genau nach den Blumenquadraten, durch die Oefnungen der Bretter gezogen und folglich immer in gleicher Ordnung bis zur Kette geleitet und da an den gehörigen Stellen angeknüpft worden; so müssen nothwendig auf diese Art, nach jedem Einschlage, genau nur immer die Kettenfäden an denjenigen Stellen gehoben werden, wo die Blume hinkommen soll.

Versucht hätte ichs hiermit, euch das Ziehwerk und das Blumenweben, vermittelst desselben zu erklären; aber ob ihr nun meine Erklärung auch verstanden habt? — Ich muß gestehen, daß es mir einige Mühe gekostet, euch diese sinnreiche Einrich-

richtung so vorzustellen, daß ihr ohne Verwirrung alles deutlich übersehen könntet. Ich habe hierauf die Probe gemacht, diese Beschreibung einigen Kindern langsam vorgelesen, und diese haben vermittelst einiges Nachdenkens alles verstanden. Daher habe ich die Hofnung, es wird euch ebenfalls alles begreiflich werden, wenn ihr nur dabey so viel Nachdenken, als ich Mühe, anwenden und allenfals, Papier, Bleystift, ein Paar Bretter und Bindfaden zu Hülfe nehmen wollet.

So sehr aber unsre Zöglinge diese kunstreiche Zusammensetzung bewunderten; eben so sehr regten sich in ihrem Herzen auch Gefühle des Mitleydens, beym Anblick der Hände, dieser Knaben, welche die Ziehkegel bey jedem Stuhle zogen. Bey einigen waren die Hände wie geschunden, man sah die abgeschälte Haut kaum noch hie und da, an dem Fleische hängen; andre hatten schwarze Knoten und rothe Beulen und bey einem Anfänger, der dieser Arbeit noch nicht gewohnt war, hieng das Fleisch von den Händen herab. — So sehr schneiden die um die Kegel gewundnen Linien ein, welche schnell nach jedem Einschlage, und weil sie mehrmals angespannt sind, mit allen Leibeskräften gezogen werden müssen. Es ist traurig, sehr traurig, daß fast durchgehends, die Erwerbungs- und Verfertigung

gung der Dinge, welche nur der Mensch, im Ueberflusse, zum Prunk und Putz braucht, einer zahlreichen Klasse von andern Menschen, außer der mühseligen Arbeit, noch Plagen und Schmerzen verursacht, oft ihre Gesundheit untergräbt und das Leben raubt. Je mehr ihr den Künstler und Handwerker in seinen mannichfaltigen Geschäften, werdet kennen lernen; destomehr wird euch die Erfahrung von dieser traurigen Wahrheit überführen. Denket nur an Amerika, an die Negersclaven itzt, die unter den beschwerlichsten Arbeiten für uns ihr Leben aufopfern, und an die armen Indianer vormals deren traurige Schicksale euch Freund Campe in drey Büchern bekannt gemacht hat. Wie viele tausend dieser schuldlosen Wilden tödtete nicht der Golddurst der Europäer! Wie gerührt waren unsere Zöglinge, da sie besonders ihr Schicksal mit dem traurigen Loos dieser Knaben verglichen! Gewiß ihre Gesinnungen wurden in dem Augenblick besser, und der guten Vorsätze, mehrere lebhaft rege; so gewiß — als die verständigen unter meinen Lesern, hier einen verständigen Gedanken denken, vielleicht niederschreiben werden.

Weil die Schnure beym Ziehen mit den Händen so viel Ungemach anrichten, schwer zu ziehen

sind

sind und demohneracht et oft reissen; so hat man dem erstern Uebel, durch Tritte, wo also der Fuß die Schnüre herunter spannt, und beyden Uebeln durch eine Ziehmaschine abzuhelfen gesucht. Da diese Maschine aber, wegen der künstlichen Zusammensetzung etwas kostbar ist; so sahen wir hier nur eine einzige, auf welcher die besten und schwersten Zeuge gemacht werden, weil sie niemals fehlt. — Die Stühle, auf welchen Blumenzeuge gewebt wurden, hatten auch einen doppelten Aufzug, oder eine doppelte Reihe Kettenfäden übereinander, wovon die obere Reihe zum Grundgewebe des Zeuges bestimmt war. Die untern Kettenfäden aber dienten den Blumen als Grund. Die Kettenfäden, welche zum ersten Grund bestimmt waren, bestanden aus roher, harter, wenig bearbeiteter Seide, beynahe, wie sie vom Cocon kömmt. Hingegen zu den Kettenfäden des zweyten, oder Blumengrundes, war sehr feine und gereinigte Seide genommen. — Je mehr Faden durch ein Harnisch- oder Kammauge gezogen sind, desto dichter, feiner und stärker werden die seidnen Zeuge.

Hier beschließe ich den Auszug dessen, was wir durch die Belehrung und Gefälligkeit Herrn

Gräsers des Jüngern, während unsers Aufenthalts in der Seidenmanufaktur lernten.

Färberey.

Wahrscheinlich darf ich bey den meisten meiner jungen Leser voraussetzen, daß sie die drey vortreflichen Bücher, von der Entdeckung Amerika's, deren ich oben erwähnte, gelesen haben. Entsinnet ihr euch noch aus dem zweyten Theile, des Hermandez, welchen Velasquez auf neue Entdeckungen ausschickte? Entsinnt ihr euch auch noch der Kampeschenbay, in die er, längst der Küste von Yukatan, hinsteuerte? denkt, aus dieser Gegend sahen wir in Langensalza ein rohes Produkt, welches daselbst verarbeitet ward.

Hr. Gräser führte uns aus der Seidenmanufaktur in die Raspelkammer, wo wir mehrere große Klötze Kampeschenholz und auch gleich dabey das schwere Raspeleisen sahen, womit die kleinen Späne vom großen Klotze sehr mühsam heruntergeraspelt werden. Wir hatten öfters gehört, daß diese Raspelart sehr beschwerlich, und daher eine Beschäftigung sey, mit welcher man Züchtlinge, unter andern in Amsterdam strafe.

Das

Das wollte uns auf den ersten Anblick gar nicht zu Sinn; wir trauten daher unsern Augen nicht allein, und nahmen das Gefühl zu Hülfe, um hinter die Wahrheit zu kommen. Kaum konnten die stärksten unsrer Zöglinge das Eisen heben, und uns Erwachsnen kostete es viele Anstrengung nur einige Späne damit herunterzubringen. Dies Eisen ist etwa so lang und eben so gezähnt, wie eine Säge, ist aber dabey viel dicker und ohne hölzernen Handgriff. Die Dicke macht die Zähne stumpf, welches deswegen nöthig ist, damit das Eisen den Klotz nicht durchschneide, sondern, welches der eigentliche Zweck ist, von dessen Oberfläche nach und nach kleine Theile wegnehme, bis der ganze Klotz in Späne zerraspelt ist. — Ein rechter starker fleissiger Arbeiter kann indessen doch des Tages 50 Pf. Späne abraspeln, womit er sich 7 gl. verdient. Der Centner dieser Späne wird mit 14 gl. bezahlt.

Die Klötze, die wir hier sahen, mochten ohngefähr 1 1/2 Schuh im Durchschnitt haben; doch wächst der Baum bis zu 6 Schuh im Umfange. Aus dem mühsamen Raspeln begriffen wir leicht, daß seine Holztheile sehr dicht zusammenhängen, und das Kampeschenholz folglich zu den festen Holzarten gehöre, welche sich eben deswegen auch durch

besondre Schwere auszeichnen. Und diese Klötze waren außerordentlich schwer! die abgeraspelten Späne hatten eine gelbrothe Farbe. Diese Späne sind wegen ihrer färbenden Theile, und zusammenziehenden Eigenschaft, wodurch eben die Farben die Kraft bekommen, alles recht zu durchdringen, allen Färbern, besonders zum Färben der wollnen Zeuge und Tücher sehr brauchbar. Sie haben im Grunde mit den Galläpfeln die nämlichen Eigenschaften. Sie geben, wie diese, eine durchdringende Farbe, wenn man sie mit Vitriol vermischt; daher sind eben die Galläpfel ein nothwendiges Ingredienz zur Bereitung einer guten Dinte. Da aber die Galläpfel nur theilweise auf den Blättern der Eichen gefunden werden, das Kampeschenholz hingegen, in ganzen, starken Stämmen, wohl 24 Schuh hoch wächst, folglich häufiger vorhanden, und deswegen auch viel wohlfeiler ist, wenn es gleich in Neuspanien wächst; so bedienen sich die Färber doch lieber des Kampeschenholzes als der Galläpfel. Der Verbrauch dieses Farbholzes ist so groß, daß dadurch der Handel damit sehr wichtig wird. In der That macht der Kampeschenbaum allein den eigentlichen Werth der großen Provinzen Yukatan und Honduras in Neuspanien aus, die sich ausserdem weder durch fruchtbaren Boden,

noch

noch durch ergiebige Bergwerke auszeichnen. Aber nirgends wächst in Amerika dieser Baum so häufig als hier. Die Spanier zogen blos durch diesen Handel einen so beträchtlichen Gewinn, daß der Engelländer erstes Geschäft, nach der Eroberung von Jamaika, war, sogleich Schiffe nach Yukatan zu senden und Kampeschenholz zu holen, durch dessen Verkauf nach Europa, sie sich in kurzer Zeit ebenfalls außerordentlich bereicherten. Sie legten in der Folge dort Besitzungen zu besserm Betrieb ihres Handels an, die ihnen aber im letzten, für sie so unglücklichen Kriege, von den Spaniern alle wieder genommen wurden. — Dies Holz wird zu den Schattierungen der grünen und schwarzen Farben gebraucht. Außerdem färbt man damit violett, grün und blau, wovon es auch noch den Namen Blauholz bekömmt. Außer der beschwerlichen Handarbeit hat man auch noch eigne Mühlen, welche das Kampeschenholz klein raspeln. Allein Hr. Gräser ließ doch lieber durch Leute diese Arbeit verrichten, weil man auf Mühlen nicht vor Betrug gesichert ist, indem sehr leicht, ohne daß es merklich wird, Späne von anderm Holz drunter gemischt werden können.

Aus der Raspelkammer begleiteteten wir Hr. Gräser, in dessen Färberey, wo indessen nichts

weiter gefärbt werden darf, als seine und seiner Brüder eigne Manufakturwaaren, die außer den seidnen, auch noch in leinenen und wollnen Zeugen bestehen. Das Färbereygebäude war lang, aber nur einen Stock hoch. Gleich beym Eintritt in dasselbe bemerkten wir, viele hölzerne, weite Gefäße in der Erde stehen. Diese Gefäße werden die Farbenküpen genannt. Ehe ich euch aber den Gebrauch derselben näher beschreibe, will ich euch zuvor sagen, worauf es überhaupt, beym Färben aller Zeuge ankommt. Der Färber muß nicht nur die Farbebrühe aus den verschiednen Materialien richtig zu bereiten wissen; sondern er muß auch die Zubereitung verstehen, welche vorher den Zeugen gegeben werden muß, wenn sie die Farben gehörig annehmen sollen. — So müssen z. B. die Wollenzeuge, in deren vielen Fäserchen sich so leicht Unreinigkeiten anhängen, von diesen vor allen Dingen erst gereinigt werden. Hiezu ist nichts tauglicher, als das Abwaschen im Salzwasser. Die Schärfe aller Salze überhaupt dringt nicht nur in alle Theile des Zeuges ein und säubert es vom Schmutze; sondern manche Salze machen auch ein Zeug besonders zum Einsaugen einer gewissen Farbe geschickt. So sind z. B. der Weinstein und

Alaun

Alaun zwey Salze, welche die Tücher besonders zum Rothfärben geschickt machen, wenn man sie vorher mit diesen beyden Salzen einige Stunden durchkochen lässet. Wir sahen grade ein solches Stück wollnes Zeug, welches mit diesen Salzen in einem großen Kessel gekocht worden war, auf der **Lummer** (Winde), die quer über den Kessel gestellt war, wieder herauswinden und es sah so rein aus, wie weisser Flanell, den man im Laden kauft.

Seide sahen wir grade nicht färben, aber leinene, baumwollne und schaafwollne Zeuge. Die beyden ersteren wurden in kaltem, die letztern in warmem Farbenwasser gefärbt. Die **Farbenküpe** zu den beyden erstern nannte man die **kalte Indigküpe**; die Küpe zu den letztern, die **warme Waidküpe**.

In der kalten **Indigküpe** geschah die Farbenbereitung ohne Feuer und Waid. Die Hauptbestandtheile waren **Indigo** (B. II. S. 146.) **Potasche**, grüner **Vitriol** und **Kalk**. Ich will euch doch einen Begriff von der Behandlung des Indigo in Ost- und Westindien geben, denn in beyden Indien wird die Anilpflanze gefunden, die man aber nicht so als Pflanze nach Europa schicken kann. Sie würde unterwegs verfaulen. Man sucht sie also erst, von den zur Fäulniß geneig-

ten Theilen zu reinigen, und dann die Farbentheilchen herauszuziehen. Dies geschiehet auf diese Weise. Man schneidet vor der Blüthe, die reifen Blätter und den Stengel einige Zoll hoch von der Erde ab, thut die Blätter sogleich in ein Faß, giesset Wasser drauf, und deckt das Faß mit Querhölzern fest zu. Kurz darauf entstehet ein Geräusch, Blasen steigen in die Höhe, Schaum setzt sich an und das Aufbrausen wird oft so heftig, daß die Luft die übergedeckten Querhölzer absprengt. Es geschiehet also hier das Nämliche, was ihr, wenn ihr fleißig auf das, was um euch ist, Acht gebt, beym Wein und Bier auf den Fässern bemerkt, wo sich ebenfalls beym Spundloch, eine Menge Schaum sammlet, in welchem eben die Theilchen stecken, welche die Fäulniß verursachen. Man nennt dies Aufsteigen solcher Blasen, eines solchen Schaums ꝛc. die Gährung. Nach dieser Gährung verwandelt sich das zuerst aufgegossene Wasser in eine grüne Feuchtigkeit. Diese Feuchtigkeit wird in ein andres Gefäß gegossen, dort so heftig bewegt und so stark umgerührt, daß wieder vieler Schaum, folglich eine zweyte Gährung entstehet. Diese starke Bewegung hat hauptsächlich zur Absicht, die eigentlichen, Farbentheilchen aus der grünen Feuchtigkeit, so herauszuscheiden,

scheiden, wie man etwa aus der Buttermilch durch häufiges Stoßen, die fetten Buttertheile, absondert. — Man rührt daher so lange bis die grüne Farbe blau wird und sich die Farbentheilchen in kleinen Klümpchen von der Feuchtigkeit absondern. Hierauf lässet man alles ruhig stehen und siehet ein wachsgelbes Wasser sich oben ansetzen. Dies hat eben die grüne Farbe verursacht. Es wird durch Hähne, die im Gefäß sind, abgelassen, und nun zeigt sich, die nur noch halbflüßige, breyartige Feuchtigkeit rein blau. Diese wird in leinene Säckchen gesammelt, um noch alles zurückgebliebene Wasser dadurch völlig auszupressen. Das zurückgebliebene Teichartige, wird dann an Luft und Sonne, bis zur Festigkeit getrocknet, und nun in Würfel geformt, oder zu Staub zerstoßen nach Europa an die Kaufleute und Färber geschickt.

Aus diesem so zubereiteten Indigo verfertigen nun die Färber durch mancherley Auflösungsmittel und Zusammensetzungen, nachdem die Zeuge beschaffen sind, ihre Farbenbrühen; wie ihr gleich ein Paar Beyspiele davon lesen sollt.

Also erst wieder zur kalten Indigküpe. Der trockne Indigo wird mit der flüßigen, scharfen Potasche vermischt. Diese Vermischung löset ihn wieder zu einem flüßigen, dicken blauen Syrup

auf. Indessen ist in einem andern Gefäß grüner Vitriol in Wasser aufgelöset worden. In dieß Gefäß wird der blaue Indigosaft gegossen und umgerührt. Das Vitriolwasser und die Potasche bewirken nicht nur die feinste Auflösung der Farbentheilchen des Indigo, sondern widerstehen auch seiner fernern Fäulniß. Um diese noch mehr zu verhindern wird noch Kalk zu der Masse gethan, welcher ein vortrefliches Mittel gegen die Fäulniß ist. Bey dieser Auflösung gehet wieder eine Art von Gährung vor. Die **Indigküpe** bekömmt einen widrigen Geruch, Bläschen steigen auf, es ziehet sich über die grüngewordne Brühe eine kupferfarbige Haut, ein blauer Schaum, welchen die Färber die **Blume** nennen, häuft sich an. Dies ist das Kennzeichen, daß die Farbe gut sey. Zwar siehet sie in der Küpe grün aus, auch werden die Zeuge damit grün gefärbt. So wie man aber die Farbe, oder die damit gefärbten Zeuge an die freye Luft bringt, **vergrünen** beyde, d. h. sie verwandeln ihre grüne Farbe in eine blaue. Man färbt, wie ich schon gesagt habe, mit dieser kalten Farbe nur linnene und baumwollne Zeuge. Schaafwollne Zeuge, also besonders Tücher, werden aus der **warmen Waidküpe** gefärbt.

Vom Waid wisset ihr schon aus dem 2ten Bändchen, daß er ein eigenthümliches Produkt Thüringens sey. Er giebt eine ähnliche blaue Farbe, nach gehöriger Vorbereitung, wie der Indigo. Man sammlet die Blätter der Waidpflanze bey trocknem Wetter, wäscht sie mit Wasser rein ab, breitet sie auf Rasen aus, und lässet sie so lange, unter fleißigem Umwenden, an freyer Luft, bis sie etwas zu welken anfangen. Dann zerquetscht man sie auf großen Mühlsteinen, deren ihr euch aus dem 2ten Bändchen noch erinnern werdet, formt aus der zerquetschten Masse ballähnliche Klumpen, die an Sonne und Luft so lange getrocknet werden, bis sie hart geworden sind. Hierauf zerschlägt man sie wieder mit hölzernen Hämmern, befeuchtet die Theile mit Wasser, häuft dann alles wieder auf einen Klumpen, wodurch eine Art von Gährung und zugleich ein widriger Geruch entstehet. Sobald beydes nachlässet, wird die Zertheilung und Befeuchtung der Klumpen von neuem vorgenommen und dadurch wieder Geruch und Gährung erregt. Dies wird so oftmals wiederholet, bis endlich keines von beyden mehr wahrzunehmen ist. Sodann wird er in Fässer gepackt und den Färbern verkauft.

Ehe

Ehe nun der Indigo nach Deutschland kam, war der Waid zum Blaufärben allgemein im Gebrauch. Man behandelte ihn auf eine ähnliche Art, wie nachher den Indigo. Er ward in ein halb mit warmem Wasser angefülltes, weites, hölzernes Küpegefäß gethan. In demselben ward er fleissig zerstoßen und umgerührt, dann so lange Kalk zugesetzt, bis die Zeichen der Gährung, Gebrause und blaue Blasen zum Vorschein kamen. Nun war die Brühe grün und eben so zum Blaufärben geschickt, wie die grüne Indigobrühe. Diese grüne Brühe bekam nachher von dem Gefäße, in dem sie bereitet worden, selbst den Namen der Küpe, so wie die daraus bereitete, blaue Farbe, den Namen Küpenblau. Da der Indigo aufkam, nannte man die grüne Brühe des Waids, zum Unterschiede von jener, die Waidküpe. Wenn jetzt dieser Name noch gebraucht wird; so verstehet man nicht mehr darunter eine Brühe von bloßem Waid, sondern von Indig und Waid. Gemeiniglich aber wird das Wort Waid weggelassen und die Brühe aus Indig und Waid, die Küpe und alle daraus bereitete Farben, Küpenblau genannt.

Man hat verschiedene Arten dies Küpenblau zu verfertigen, bald in hölzernen, bald in

halb

halb hölzernen, halb kupfernen, (die untere hölzerne Hälfte steht in der Erde, die obere kupferne über der Erde) bald in ganz kupfernen Gefäßen. Ich will euch hier die Behandlungsart in der hölzernen Wanne und dem kupfernen Kessel zugleich beschreiben. In die hölzerne Küpe wird soviel Waid gethan, als man zur Farbe zu gebrauchen denkt. Etwa den zwölften Theil davon, kocht man in einem kupfernen Kessel einige Stunden, worauf Färberröthe und etwas Kleie hinzugethan und dies zusammen noch eine kleine Stunde gekocht wird. Das aus dem Kessel abgelaugte Wasser, wird in die Küpe gegossen, in welcher der Waid mit der Laute oder Kricke (hölzerne Schaufel) fleißig zerstoßen und umgerühret werden muß. Ist die Küpe zur Hälfte mit Lauge gefüllt, so wird sie zugedeckt und bleibt einige Stunden ruhig stehen. Dann wird sie wieder aufgedeckt, einigemal umgerührt und wieder in Ruhe gelassen. Und so wird hiermit abwechselnd fortgefahren, bis die Gährung erfolgt, oder, wie der Färber spricht, bis die Küpe treibt. Dies erkennt man an einem durchdringenden Geruch; nach welchem noch von Zeit zu Zeit das Umrühren fortdauert, bis die grüne Farbe und auf derselben hie und da blaue Adern

sich

sich zeigen. Hiermit ist die Gährung zu Ende, worauf ein wenig Kalk und der Indigo in die Küpe kommt, welcher vorher in einem andern Gefäße, mit Wasser, durch eiserne Kugeln zu einem Brey zermalmt worden. Die Küpe bleibt nun, außer einigem Umrühren ruhig stehen, bis man die Proben macht, ob sich der Waid und Indigo hinlänglich zu einer recht dunkelblauen Farbe vermischt habe. Es wird ein Stück weisses Tuch hineingetaucht und dessen Farbe bemerkt, nach ein halben Stunde wieder ein andres, welches schon dunkler gefärbt, als das vorige herauskömmt und so fährt man alle halbe Stunden fort, bis das zuletzt herausgenommne, dem vorhergehenden durchaus an dunkler Farbe gleicht, woraus man schließt, daß nun die Küpe ihren höchsten Grad erreicht habe.

Mehr lernten wir diesmal von der Färbekunst nicht; doch war es hinreichend uns einen viel deutlichern Begriff zu geben, als wir vorher von diesem Geschäfte hatten.

Woher bekommen die Wollenzeuge und Tücher ihren Glanz?

Die meisten unsrer Zöglinge sind in der That gern gefällig, und freuen sich auf jede Gelegenheit, wo sie es zeigen können. Aber bis jetzt sind die wenigsten unter ihnen noch fähig, auch dann nicht in der Gefälligkeit zu ermüden, wann sie ihnen viele Zeit, Mühe und Geduld kostet. Daher bewunderten sie mit Recht, das Beyspiel unsers so freundschaftlichen Führers, des Herrn Gräser, der mit größter Bereitwilligkeit uns seine Zeit aufopferte, immer fortfuhr uns neue Merkwürdigkeiten zu zeigen und mit größter Geduld die mancherley Fragen der kleinen Wißbegierigen beantworte.

Aus der Färberey führte er uns in seine Presse und bereitete uns unterwegens durch eine kurze Geschichte der Wollenbearbeitung vor, ihren Zweck richtiger einzusehen. Nachdem wir gehört hatten, wie die Wolle vom Schaafe an behandelt, gereinigt, gesponnen, auf dem Rahm geschoren, gewebt, genoppt, gewalkt, gekraßt, mit der Schere geschoren, gefärbt und durch so manche Hände und Werkzeuge gehen muß, bis sie nun in tragbares

Zeug verwandelt worden; so sahen wir beym Eintritt in die Presse, doch noch Anstalten, wodurch den wollnen Zeugen auch äußere Schönheit, dieser Glanz, diese Glätte, diese Steifigkeit gegeben wird, welche bey allen neuen Zeugen so gut in's Auge fällt, oft allein einen Käufer herbeylockt und der schlechtesten Waare, das vortreflichste Ansehen giebt. Das Angenehmste war uns hier den Gebrauch der Preßspäne, deren ihr euch noch oben von der Glättmaschine her erinnern werdet, zu sehen.

Das Tuch ward am Ende in die Breite gefaltet, aber nicht weiter, als die Breite des Preßspans (geglätteter Pappbogen) betrug; dieser zwischen die Tuchfalle gelegt, über diese wieder ein Preßspan, auf diesen wieder Tuch übergeschlagen, über dasselbe wieder ein Preßspan und so fortgefahren bis das ganze Stück Tuch zu einem hohen Pack aufgeschüttet war, in welchem eine Tuchbreite und ein Pappbogen abwechselten. Ueber und unter diese Schicht legte der Presser ein sehr dünnes, viereckigtes Holzblatt, etwa von der Dicke eines Schachteldeckels, auf das obere ein Eisenblech und über dasselbe eine eiserne, glühende Platte. Diese ganze Schichte kömmt so unter die Presse. Der untere Theil der Presse war unbeweglich, aber der obre

beweg=

bewegliche konnte vermittelst eines hölzernen Armes (Querstange) so weit heruntergedrehet werden, daß das dazwischen liegende Zeug auf's festeste zusammengedrückt wurde. Dieser Arm ward befestigt, damit er nicht wieder zurückwiche und den Preßdeckel (oberen Theil der Presse) in die Höhe ließe. So fest eingepreßt bleibt das Tuch 12 bis 24 Stunden zwischen der Presse.

Ihr sehet hieraus leicht, daß diese warme Presse das Nämliche im Großen verrichtet, was das Bügeleisen der Wäscherin im Kleinen; nur daß dort die glatten Preßspäne, die rauche unebne Oberfläche des Zeuges noch mehr ausgleichen und ihm dadurch den schönen Glanz geben, welchen aber im Grunde die Wäscherinnen den Zizen und Cattunen ebenfalls im Kleinen durch den sogenannten Glättstein zu geben wissen. Indessen ist bey beyden die Hitze, wenn auch nicht das nöthigste, doch das wirksamste Mittel, die rauhen Flöckchen auf den Zeugen, so sehr auszudehnen und in eine flache Lage zu ebnen, daß dadurch nothwendig die Zeuge noch eine pralendere Politur (wenn ich so sagen darf) erhalten als durch die bloße kalte Presse. Indessen so viel Mühe auch auf diese äußere Zubereitung

verwendet wird; so verschwindet doch der Glanz dieser Zeuge im ersten Regen.

Es war einmal ein junger Mensch, dessen Rock glänzte nicht, aber das Herz unter seinem Rocke, glühte in herrlicher Pracht für alles Gute und in seinem Kopfe stak viel, was manche Alte nicht wissen. Da kam ein Regen und alles blieb an ihm wie es war.

Wieder war ein junger Mensch, dessen Rock glänzte fast sehr, es pauschte so viel Glanz um ihn herum, daß man vom Herzen nichts gewahren konnte und im Kopfe dachte jeder, müßte mächtig viel stecken, weil's nicht alle Platz hätte, denn es war über dem Kopf noch ein groß Toupee von Pomade und Eisen gebauet und von außen fleißig mit Puder beworfen. Da kam auch ein Regen, das grosse Toupee fiel zusammen und siehe da! drunter war nichts, der Glanz vom Rock floß hinweg und wie der Wind den einen Flügel aufhob, sieh da! war hierunter auch nichts.

Und wieder kam ein schöner, glänzender Jüngling, von außen zierlich angethan, zwar auch einen weissen Kopfschmuck, aber viel kleiner wie der andre. Da riefen viele, die den zweyten gesehen hatten: außen viel und drunter nichts! Lächelnd

sah

sah der schöne Jüngling den Regenguß über sich kommen. Der Kopfschmuck triefte herab und der Glanz des Brustkleides erblich. Aber da thät der Jüngling seinen Mund auf und redete eine Weisheit, daß alle des Regens nicht achteten, sondern stehen blieben und hörten. Und wie er so sprach vom äußern Roste, vom verborgnen Golde, vom Messing, das oft wie Gold glänzte, vom doppelten Werth des polirten Goldes, von der Hinfälligkeit äußrer Pracht und von der unvergänglichen Dauer des innern Werths, so legte er auch Hand an, hörte auf zu sprechen und that, lehrte die Leute den Regen und sein Wasser benutzen, zog den ersten Graben zur Wiesenwässerung, und da ein Kind vom Steg des aufgeschwollnen Bachs hinab fiel, sprang er nach und haschte es, wie die andern noch sannen, was zu thun sey.

Nun riefen alle: außen viel, aber innen noch mehr!

Noch ein frölicher Nachmittag und dann weiter.

Es war schon Mittag und doch erbot sich unser gefälliger Führer, uns noch die Baumwollen-

spinnerey zu zeigen. Aber wir dankten für seine Güte, die wir ohne unhöflich zu seyn, nicht weiter annehmen konnten, suchten ihm zu zeigen, wie sehr wir seine Freundschaft erkannten und schieden dann von diesem lieben Manne in vielen Stücken klüger geworden. Es war das Schicksal unsrer ganzen Reise, von einem guten Menschen zum andern zu eilen, aufs freundschaftlichste von ihnen behandelt zu werden und viel Gutes von ihnen zu empfangen. Wir verließen Hr. Gräser um Hrn. Bügermeister Schmalkalden kennen zu lernen, der uns alle groß und klein eingeladen hatte. Wir fanden an ihm einen lieben, freundlichen, gastfreyen Mann, der auch mit unsern Kindern so umgieng, als wären es seine eigne. Mit ihm vereinigten sich seine liebe Frau und Schwägerinn uns und unsern Kindern, auf alle nur ersinnliche Weise, ihre Liebe zu zeigen. Für Seele und Körper wurde gesorgt. Unterhaltende Gespräche wechselten mit sinnlichem Genuß. Es ward dabey erzählt, geschmaust, gelacht, und ein lustig Leben geführt. Dabey gab uns allen noch die Bemerkung einer ausnehmenden Ordnung und Reinlichkeit überall ein Wohlbehagen, das wir eher fühlten als zu erklären wußten.

Da

Da nur einmal die kleine Gesellschaft Mine machen wollte, die Zunge ruhen zu lassen, nahm sogleich Mamsell **Pfaff** (die gute Schwägerinn des Hrn. Bürgermeisters) ein Paar Zöglinge bey den Händen und fort. Wir andern nach, in den Garten und da wars eine Hauptlust viele uns schon bekannte Gewächse anzutreffen und wieder neue für unser Pflanzenverzeichniß auszuspähen. Unter den letztern waren besonders der **Wunderbaum** mit seinen großen Blättern, aus dessen Saamen Oel gepreßt wird — **russische Rüben** — **Spargelerbsen** mit ihren hochrothen Blumen und dreyeckigten Schoten und — horcht auf! — **Jesuiterkohl**, da mußte dieser Name erklärt werden und das führte auf die **Jesuiter**, einen gefährlichen, katholischen, geistlichen Orden, der zwar kein Mönchsorden seyn will, den aber alles das ganz besonders trift, was ich euch im 2ten Bändchen (S. 116.) von der Schädlichkeit der Mönchsorden gesagt habe. — Die **Jesuiter** hatten sich mehr Macht und Ansehen zu verschaffen gewußt als alle andre Orden. Sie hatten sich zu Herren der grossen Provinz **Paraguay** in Südamerika gemacht, die ihnen aber der König von Spanien wieder nahm. Dieser Kohl stammte aus Paraguay.

Die Jesuiten gaben uns Stoff zu neuer Unterhaltung. Wir plauderten uns zum Garten hinaus, wieder ins Haus. Da brachte Mamsell Pfaff ein Paar wunderschöne Eisvögel, ausgestopft herbey. Wieder neues Leben, neue Freude für die kleinen Naturforscher. Ei, rief Severin, der schon in Cassel ausländische Vögel gesehen hatte, der hat ja eben so schöne Federn wie der Papagoi! — Nun wurden alle Farben durchgegangen. Oben so schön dunkelgrün wie ein Smaragd! — besser unten dunkelroth — die Brust wieder hellroth — mitten auf dem Rücken und am Schwanze spielt das Himmelblau und Seegrün in einander — und die Deckfedern wieder dunkelblau — mit lichtblauen Flecken drauf — und der lange Schnabel — das siehet man gleich, daß der zu den Spechtsartigen gehört — ich weiß auch, wovon er lebt, von Fischen? — die holt er unter dem Eise hervor — sieben Eyer legt er an das Ufer — — So gieng das durcheinander fort, jeder wußte was vom Eisvogel und muste es sagen. Das machte ihnen nun schon viel Vergnügen, aber wie groß wurden nicht die Augen, da sich Mamsell Pfaff erklärte: „weil den kleinen Naturforschern doch diese „Vögel so viel Freude gemacht hätten, so wollte sie „die-

„dieselben zu einem kleinen Beytrage in unser Na„turalienkabinet bestimmen!“ Nun gieng das Gejauchze erst an. Sie holten ihren Vater Salzmann herbey und verkündigten die frohe Nachricht.

Das Freudengeschrey ward durch die Ankunft Hrn. Gräsers unterbrochen, welcher von selbst kam, denkt! um uns abzuhohlen und die Spinnmaschine noch zu zeigen. Mit Vergnügen begleiteten wir ihn, um doch eine Erfindung näher zu besichtigen, die sinnreich genug ausgedacht seyn muste, nach dem was uns davon gesagt worden.

Einen Begriff davon will ich euch geben, aber keinen deutlichen 1) Weil es die Innhaber solcher Maschinen nicht gern haben, wenn ihre Einrichtung bekannt wird. Dann machen andre das Ding nach und erndten da, wo sie nicht gesäet haben; so nach Art der Herren Nachdrucker. 2) Weil ich fürchte, ihr habt zu wenig Vorkenntnisse von der Mechanik, als daß ihr auch nach Lesung der mühsamsten Beschreibung euch nicht den Zusammenhang ganz anders vorstellen solltet.

Denkt euch ein ablanges, viereckigtes Tischgestell und auf demselben, statt des Tischblattes ein Wachstuch, das aber nicht gespannt, sondern im Bogen, also in der Mitte vertieft, drüber hängt.

Auf der einen schmalen Kante dieses Gestells stehen in einer Linie senkrecht 36 Spindeln, um welche ungesponnene Baumwolle gewickelt ist. Diesen gegen über stehen auf der andern schmalen Kante 36 Spulen auf beweglichen Axen. Eine einzige Weibsperson handhabt die ganze Maschine, diese spinnt mit der Hand von jeder Spindel einen Faden auf die gegenüberstehende Spule hin, befestigt ihn dran und setzt nun die 36 Spulen in Bewegung um ihre Axen, welche, so wie sie sich drehen, den Faden von der Spindel ab, immer länger nachspinnen. Das Sinnreiche bey dieser Maschine war nun eben dies, wie eine einzige Weibsperson zu gleicher Zeit 36 Spulen in Bewegung setzen konnte? Sie drehte nur ein unter dem Wachstuche horizontalliegendes Rad herum. Dieses war mit 18 Fäden verbunden, deren jeder allemal um 2 Spulen lief. So wie das Rad gedrehet wurde, liefen die 36 Spulen auf ihren Axen herum und spannen die Baumwolle von den Spindeln in Faden ab. Oft riß ein Faden ab, denn die Bewegung gieng sehr schnell; dann drehete die Person den Faden nur allemal wieder an.

So wohlausgesonnen diese Einrichtung war, vermittelst welcher eine einzige Person in gleicher

Zeit

Zeit so viel ausrichten kann, als 36 Menschen ohne dieselbe, so beträchtlich die Ersparniß des Arbeitslohns und folglich der Gewinn dabey seyn muß; so konnte ich mich doch des Gedankens nicht enthalten: „ob nicht diese Erfindungen im Ganzen mehr „Nachtheil als Vortheil brächten?" Baumwolle spinnen ist ein leichtes Geschäft, wodurch sich viele Arme bequem ernähren können. Eine solche Maschine nimmt 35 Menschen die Arbeit und folglich ihren Unterhalt. Ja wenn wir keine Bettler mehr hätten, keine Armen mehr zu versorgen und aller Hände schon hinreichend beschäftigt wären, wenn es an Arbeitern gebräche, dann wollte ich solche Erfindungen doppelt preisen!

Indessen waren wir vergnügt diese gesehen zu haben. Hier trennte sich der Beschreiber dieser Reise von den Zöglingen, die wieder zum Herrn Bürgermeister zurückkehrten, um einige Privatbesuche zu machen. Als er nach Endigung derselben, wieder zurückkam, tönte ihm schon von weitem Gesang und Klang und Saitenspiel entgegen. Bey seinem Eintritt ins Zimmer war alles in froher Bewegung. Mamsell **Pfaff** saß vor dem Klaviere, auf beyden Seiten neben ihr standen **Martin**, **Andreas**, **Christian** und **Severin**. Alle viere sangen:

gen: „Jung, frölich und heiter hüpf' ich ins Feld ꝛc. welchen Gesang Mamsell Pfaff mit dem Klaviere, Martin mit der Violine und Christian mit der Cyther begleiteten; dazu schlugen die andern Zöglinge den Takt und tanzten mehr, als daß sie giengen. — Und in der That die Empfindungen, welche dies Lied erwecket, herrschten den ganzen Abend in unserm muntern Cirkel, den wir alle mit zu den vergnügtesten unsers Lebens zählten.

Abreise von Langensalza.

Wir hatten alle wohl Lust länger in dieser Stadt zu verweilen; denn es war uns darinn sehr wohl gegangen, und wir hatten hier vielerley Neues gelernt. Auch drangen unsre alten und neuen Freunde sehr ernstlich in uns, noch einige Tage unter ihnen zuzubringen. Aber unser Ziel war gesteckt und die Zeit bestimmt, in der wir es erreichen wollten. Die Hälfte dieser Zeit war schon verflossen, aber noch nicht die Hälfte unsers Ziels erreicht. Es war daher nöthig unsere jetzigen Wünsche aufzugeben, wenn wir unserem früheren Vorsatz treu bleiben

wollten. Wir würden sonst mit sehr wenig Festigkeit gehandelt haben. Und doch beurtheilt man so sehr nach der Festigkeit des Charakters die Verständigkeit eines Menschen. An einem Jünglinge Festigkeit im Handeln bemerken, ist so viel, als einen Lobspruch von der Stärke seines Verstandes zu hören. Denn in der That bestehet Festigkeit in der Kraft des Geistes, sich durch keine Hindernisse, besonders durch keine schmeichelnden Lockungen abhalten zu lassen, dem, was man einmal für wahr erkannt hat, immer treu zu bleiben, und den guten Vorsatz, den man einmal nach reiflicher Ueberlegung gefaßt hat, unabänderlich auszuführen.

Also machten wir uns stark, ergriffen unsere Stäbe und reichten die Hand zum Abschiede dar. Wir konnten nicht viel sprechen, weil wir zuviel dachten und fühlten. Unsere Empfindungen über das Niederschlagende dieser Trennung wurden doch wieder durch den Entschluß einiger unsrer Freunde, uns zu begleiten, aufgeheitert. Denkt, sogar unser ehrwürdiger Wirth, der acht und sechzigjährige Herr Magister Kranichfeld hüllte sich in seinen Reisemantel und gab uns nebst seinen beyden Töchtern und Enkeln, der Demoisell Pfaff und dem Hrn.

Hrn. Doktor Keller, welcher uns die Bereitung des Salpeters gezeigt hatte, zu Fuße das Geleit.

In dieser Gesellschaft verließen wir dann den 5ten Oktober Langensalza und eilten auf die freye Reichsstadt Mühlhausen zu. Es war ein frischer Herbstmorgen. Wir fühlten sehr merklich, daß die Erde jetzt immer mehr und mehr von der wärmenden Sonne, in ihrer Bahn abwich. Die Luft wehete uns jetzt um die nämliche Tageszeit kalt und frisch an, in der wir einige Monate früher Kühle und Schatten gegen den heißen Sonnenstich gesucht hatten. Die Dünste, die zu allen Jahreszeiten und die meiste Zeit unbemerkt aus der Erde empor steigen, verdichteten sich jetzt vor unsern Augen, in der kalten Luft, zu einem dicken Nebel, der sich um uns wie ein Schleyer hüllte, die ganze Landschaft neben uns mit einem Flor deckte; so daß wir Langensalza sehr bald aus dem Gesichte verloren. Es war uns freylich nicht lieb, daß wir die neuen Gegenden nicht beschauen und die mannichfaltigen Abwechselungen dieser Landschaften, die wir durchwanderten, nicht wieder bewundern konnten; aber doch wars auch eine ganz eigne angenehme Empfindung, in einer fremden, nächtlichen Gegend am Morgen des Tages, so ruhig, als

wären

wären wir auf der vaterländischen Flur und doch zugleich voller Erwartung, was sich doch hinter diesem Vorhang zeigen möchte, hinzuwandern. Da von außen nichts unsre Aufmerksamkeit an sich zog, so schloß sich jedes an das andre näher an. Je dämmriger es um uns war, desto lichter und wärmer ward es in uns. Je näher der Augenblick der gänzlichen Trennung kam, desto inniger kettete Vertraulichkeit die Herzen an einander. Das düstre Gewand, in das sich die Natur diesen Morgen geworfen hatte, harmonirte so ganz zu dem feyerlichen Ton, auf den unsre Seelen gestimmt waren. Jetzt hielt unser würdiger Magister — alles hielt und schwieg — er entließ uns mit seinem frommen Segen und einer väterlichen Umarmung, nahm seine Enkel bey der Hand und schied von uns. Friede gieng mit ihm und Liebe folgte ihm, von uns und allen guten Kindern.

Noch immer Nebel — und noch immer Ungewißheit, ob uns günstiges Reisewetter heute Freude machen würde? Jeder von uns strengte seine Augen an, die Richtung der Dünste zu beobachten und zuerst ihren Weg, den sie heute nehmen würden, zu entdecken. Auf ihr Steigen oder Fallen kam alles an. „Sie fallen! sie fallen!“ rief

Se-

Severin, „dort blickt der blaue Himmel vor, die Sonnenstralen brechen durch und drücken sie nieder." — Das machte uns frolocken und jubeln. Denn fielen die Dünste wieder auf die Oberfläche der Erde herab; so blieb der Dunstkreis rein, keine Wolken konnten sich oben sammeln, in Regen auf uns herab tröpfeln und uns die Aussicht verdunkeln. Wir hofften mit Recht schön Wetter und diese Hoffnung macht immer dem Wandrer Muth.

„Sie steigen!" rief Wenzel.

So soll auch unser Muth mit steigen! war die allgemeine Losung. In der That zog sich der Nebel überall in die Höhe, und die Decke die vorher um uns gehüllt war, breitete sich jetzt über uns aus und weissagte uns Regen. Denn viele Dünste kann die untere Luft nicht tragen. So wie sich in der Höhe ihrer mehrere sammlen, presset sie die obere Luft, welche kälter als die untere ist, mehr zusammen. Da werden dann in dem nämlichen Raume mehr zusammengedrängt, als die untere Luft tragen kann und sie fallen durch ihre eigne Schwere in großen Tropfen wieder herab. Wir nennen das Herunterfallen dieser Tropfen, welche vorher als feiner Dunst in die Höhe gestiegen waren, Regen. Beregnen wollten wir uns doch

nicht

nicht gern lassen. Wir marschirten also frisch drauf los, um wo möglich, noch trocken nach Mühlhausen zu kommen.

Unstrut und Großengottern.

Wir giengen jetzt nordwärts durch eine ziemlich ebne Gegend, die rechter Hand von der Unstrut und linker Hand von einer mit diesem Fluße parallellaufenden Bergreihe begränzt ward. Diese Berge waren mit Holzung besetzt und liefen von Süden nach Norden. Man nannte sie das Hainicht. Von fern sahen wir das ausgetretne Wasser der Unstrut und auf demselben wilde Enten, Fischreiher und Kibitze die Menge. Die Unstrut kam uns entgegen, denn sie entspringt auf dem nördlich gelegnen Eichsfelde, dessen hohe Lage mehreren Flüssen Quellen giebt, fließt durch Thüringen nach Sachsen und ergiesset sich bey Naumburg in die Saale. Ihre größte Breite beträgt in den hiesigen Gegenden nur 40 Schuh, demohnerachtet richtet sie durch ihre Ueberschwemmungen in Gärten und Feldern, an Wegen und Brücken großen Schaden

den an. Sie fließet sehr flach, ist nicht von hohen Ufern eingeschlossen, hat aber ein hohes Bette und breite Ebnen neben sich.

Rechter Hand erblickten wir jetzt Thomasbrück, welches eine Stunde von Langensalza entfernt ist und für die älteste Stadt in Thüringen gehalten wird. Eine Stunde darauf näherten wir uns Großengottern, das von weiten schon zeigte, es führe mit Recht den Beynamen groß. Denn es hatte nicht nur einen großen Umfang, sondern auch etwas, bey einem Dorfe gar nicht gewöhnliches — zwey Kirchthürme. Je mehr wir uns diesem Dorfe näherten, desto mehr Spuren von Fleiß und Betriebsamkeit erblickten wir und schlossen daraus, daß es ein sehr nahrhafter Ort sey. Unter andern ward hier auf freyem Felde Safflor, Hanf und Meerrettig gebaut.

Da der Safflor ein Produkt ist, das nicht überall in Deutschland, außer Böhmen, den Rheingegenden und dem Elsaß, in Thüringen aber vorzüglich gebaut wird; so wird euch eine kleine Beschreibung davon willkommen seyn. Weil er zu den Disteln oder Bürstenpflanzen gehört, nennt man ihn noch Bürstenkraut, auch wilden Saffran, weil die armen Leute seine getrockneten Blumen, statt des wahren indischen Saffrans, an

ihren

ihren Speisen brauchen. Wir sahen ihn hier ohngefähr zwey Schuh hoch wachsen. Seine eyförmigen harten Blätter, hatten keine besondern Stiele, sondern saßen dicht am Stengel und waren am Rande stachlicht. Die Blumen kommen oben an der Spitze des Stengels mit der rothgelben Farbe des Saffrans hervor. Ihr Kelch bestehet aus Schuppen, die sich in kleinen Blättern endigen. Die mehresten dieser Blüten fiengen an zu welken, worauf die hiesigen Landleute warten, um sie dann einzusammlen und im Schatten zu trocknen. Diese Blüten werden eigentlich Safflor genannt und von den Färbern, Verfertigern der Schmuckfedern und der rothen Schminke gebraucht. Außer einer schönen hochgelben Farbe, bereitet man mit Essig oder Holzapfelsaft eine trefliche rosenrothe Farbe daraus, die besonders zum Färben der linnenen und Seidenzeuge gebraucht wird. Dies ist der vornehmste Nutzen des Safflors, der in Aegypten und Asien wild wächst. Außerdem presset man aus den Samenkörnern ein Oel, das die Aerzte zu brauchen wissen. Die Samenkörner selbst sind den Papagoien ein sehr angenehmes Futter, so wie das gedörrte Laub den Schaafen und Ziegen zur Win-

terfütterung gereicht und die Stengel zur Feuerung genutzt werden.

Der Hanf übertrifft den Safflor noch an Nutzbarkeit. Es ist unstreitig das nützlichste Gewächs, mit welchem uns Ostindien bekannt gemacht hat. Er wuchs hier in einer Höhe, daß sich unsre zehnjährigen Zöglinge nicht mit ihm messen konnten. Sein starker widriger Geruch kam uns schon von weitem entgegen. Der Hemp (weiblicher Hanf) stand allein noch; denn der Fimmel (männlicher Hanf) war kurz vorher ausgezogen worden. Letzterer wird nicht gesäet, sondern wächst von selbst unter dem weiblichen Hanf, wird aber viel höher, als dieser, aus weiser Vorsorge der Natur. Der Fimmel trägt Blüten und unterscheidet sich dadurch vom Hemp, welcher nur Saamenkapseln hat. Diese Saamenkapseln fangen den Blumenstaub vom höherstehenden Fimmel auf, wodurch allein der Saame erst fruchtbar gemacht wird. Daher raufen die Landleute keine männlichen Stiele aus, ehe sie nicht geblühet haben; denn sonst erhält man vom weiblichen Hanfe keinen fruchtbaren Saamen. Auch wird dieserwegen der Fimmel 14 Tage eher zeitig, als der Hemp, oder eigentliche Hanf den man auf eine ähnliche Weise wie der Flachs be-

handelt

handelt und nutzt. Nur ist der Nutzen des Hanfs noch ausgebreiteter. Außer der Aussaat zu neuem Hanf füttern die Liebhaber der Vögel mit dem Saamen die Vögel — der gemeine Mann kocht sich mit Milch Suppen davon — die Aerzte brauchen ihn — Oel wird daraus gepreßt, und besonders zur grünen und schwarzen Seife mit genutzt. Am unentbehrlichsten aber sind die zu Flachs verarbeiteten Hanfstängel beym Schiffsbau. Segel und Schiffstaue werden aus dem Hanfe verfertigt, und die Ritzen und Fugen der Schiffe mit dem Hanfwerge ausgestopft. Ein Kriegsschiff vom ersten Range, das 100 Kanonen führt, hat an seinem größten Segel 363 Ellen Tuch, und an allen Segeln zusammengenommen 1404 Ellen — sein größtes armdickes Ankertau ist 300 Ellen lang. Schließet von diesem einzigen Artickel auf den Verbrauch des Hanfs in einem Jahre, in ganz Europa! Und nun wird der Hanf noch zu so vielen andern und meist eben den Bedürfnissen, wie der Flachs, gebraucht, zu Bindfaden, Leinen, Schnuren, Strängen, Stricken, Schuhdraht, Jagd- Vögel- und Fischnetzen, Pack- Segeltuch und Leinewand. Die von dieser Leinewand verfertigten Hemden sollen noch den besondern Vorzug vor der Flachsleinewand haben, daß

sie den Schweiß den Körpers, eben so leicht, wie die baumwollnen Hemden einsaugen und also das unangenehme Gefühl vertreiben, welches ein nasses Hemde der Haut bey warmen Wetter verursacht. Aus den stärkern, holzigten Hanfstängeln verfertigt man auch Schwefelhölzchen. Sehet da wieder durcheine einzige Pflanze tausend Bedürfnisse befriedigt, tausend Menschen beschäftigt, und tausend Geschäfte erleichtert!

Nicht leicht wußte ich mich zu entsinnen je durch ein größeres, aber auch zugleich schmutzigeres Dorf gekommen zu seyn. Das auf unsrer Straße befindliche Wirthshaus lag ganz am Ende des Dorfes und der Weg dahin, wollte gar kein Ende nehmen. Er gieng aber auch durch ein Dorf, das seine 400 Häuser, 2 Kirchen, 2 Pfarrer und 5 Schulmeister hat! Wir hielten Mittag und begnügten uns für diesmal mit kalter Küche, welche auch unsere tapfren Frauenzimmer nicht verschmäheten, die sich hier von uns trennten, um wieder nach Langensalza zurückzufahren, nachdem sie den ganzen Marsch zu Fuße mitgemacht hatten, welches für uns keine geringe Aufmunterung war.

Gleich hinter Großengottern stießen wir auf eine Windmühle — eine große Seltenheit für

Thü-

Thüringer aus dem Gebirge! Sie wurde von allen Seiten beschauet und einiges von ihrer äußern Einrichtung begriffen. Bey Gelegenheit des langen Arms, womit der Windmüller seine Maschine so leicht nach der Windseite hindrehen kann, konnte eine artige Anwendung einiger Lektionen, die über den Hebel gegeben worden, gemacht werden. — Die Segeltücher, womit die Flügel bedeckt waren, führten wieder auf den Nutzen des Hanfs zurück. Sie konnten wie ein Vorhang zurückgeschoben werden, damit der heftige Sturm, die Flügel der Mühle, wenn sie stehet, nicht fasse und Schaden anrichte, sondern durchwehe. Wir begriffen, daß die Flügel gegen die Axe schief gerichtet seyn müßten, wenn sie der Wind alle nach einer Richtung drehen sollte. — Unsere Kleinen hatten eine Versuchung hinaufzusteigen und auch die innere Einrichtung einsehen zu lernen, aber die Thürme von Mühlhausen, die wir jetzt erblickten, erinnerten uns, zu eilen, um noch bey gutem Wetter und guter Zeit dorthin zu kommen.

Je mehr wir uns der Stadt, die von Grossengottern eine, von Langensalza zwey Meilen entfernt ist, näherten, desto fetter, aber auch bey der nassen Witterung zum Gehen unbequemer

 ward

ward der Boden. Hünnigen war das erste mühlhäuser Dorf, in welchem ein preußischer Werber lag. Die Mundart der Leute wich hier merklich ab. Z. B. Statt Stunde sagten sie Stoine, den Garten nannten sie Hof und den Hof die Miste. Noch eine halbe Stunde vor der Stadt führte uns der Weg vor einem Hospital vorbey. Der ganze Himmel war jetzt umzogen — einzelne Tropfen fielen schon herab.

Wir eilten was wir konnten und erreichten auch bald die letzte Anhöhe, von welcher wir die große Stadt mit ihren hohen Thürmen, wie sie mitten in Gärten liegt, übersehen konnten. Indessen regnete es stärker und wir kamen ziemlich durchnäßt, doch gutes Muths, in unserm Gasthof an.

Mühlhausen.

Indessen sich unsre müden und nassen Freunde umkleiden, erquicken und ausruhen, finde ich wohl etwas Muße, euch einiges von den vorigen Merkwürdigkeiten dieser in der Geschichte Thüringens, berühmten Stadt zu erzählen. Nicht immer gab

Oesterreich dem deutschen Reiche Kaiser. Auch Sachsens Fürsten hatten einst eine Zeitlang die Kaiserwürde. Diese hatten in Thüringen viele Güter und Besitzungen und unter denselben manche, wo sie sich besonders aufzuhalten pflegten. Dies waren die sogenannten kaiserlichen Höfe und Dörfer, woraus nachher unsere meisten Städte entstanden sind. Auch Mühlhausen war ein solcher kaiserlicher Hof. Es sah vor 800 Jahren noch sehr wild in Deutschland aus. Keine in Sold stehende Soldaten, wie ich schon oben bey Gelegenheit der Ritterorden sagte, hielten Zucht und Ordnung. Wer Macht hatte unterdrückte den Schwächern. Man raubte, wo man konnte, mit List und Gewalt. Natürlich dachte ein jeder auf Schutz- und Vertheidigungsmittel. Eines der sichersten war eine aufgeführte Mauer, die ein jeder um sein Gebiet zog. Auf diese Weise schützten die Kaiser ihre Güter am ersten. Und so bekam auch Mühlhausen im 21ten Jahrhundert eine Mauer und ward eine Stadt. Eine solche Stadt, deren Bürger Waffen führten und die Stelle unsrer heutigen Soldaten vertraten, wurde von den Fürsten Deutschlandes, die sich in damaligen Zeiten viel häufiger untereinander bekriegten wie itzt, allemal für sehr

 wichtig

wichtig gehalten, aber meistens zu ihrem größten Schaden. So flüchtete sich ein thüringischer Landgraf im zwölften Jahrhundert, der von einem andern Fürsten bey Mühlhausen in einen Treffen geschlagen worden, in die Stadt. Die feindlichen Truppen verfolgten ihn, zündeten die Stadt an und verheerten ihr ganzes, umliegendes Gebiet. Mühlhausen, Erfurt und Nordhausen sind überhaupt in Thüringen die 3 ältesten Städte von Bedeutung, um deren Freundschaft sich immer die Fürsten der umliegenden Gegenden eifrig bewarben. Waren sie in Streitigkeiten, Fehden und Kriegen verwickelt; so bemüheten sie sich vor allem, eine dieser Städte inne zu haben, um hier Ammunition und Waffen zu bewahren. Mühlhausen und Nordhausen wurden dadurch besonders wichtig, daß sie kaiserliche oder Reichsstädte waren, d. h. sie standen unter keinem andern Herrn, als dem Kaiser selbst. — Im dreyzehnten Jahrhundert zeigten sich die Mühlhäuser besonders als Helden. König Adolph wollte sich mit Gewalt der ganzen Landgrafschaft Thüringen, welches doch schon seine rechtmäßigen Herren hatte, bemächtigen. Er quartierte sich mit seinem Heere in Mühlhausen ein. Seine Krieger betrugen sich

aber

aber so wild und zügellos, daß sie die Mühlhäuser nicht länger dulden wollten. Die Bürger faßten den muthigen Entschluß, den König mit seinem ganzen Heere zur Stadt hinauszujagen. Sie verabredeten ein gemeinschaftliches Zeichen des Angriffs. Dies wurde durchs Läuten der Sturmglocken gegeben. Die Bürger eilten von allen Seiten schnell bewaffnet herbey, und griffen sogleich überall Adolphs Truppen muthig an. Diese vertheidigten sich, das kostete vielen auf beyden Seiten das Leben. Indessen ließen die Mühlhäuser nicht nach, bis sie Adolphen, der beynahe selbst ums Leben gekommen wäre, und seine Truppen zur Stadt hinausgejagt hatten. Was denkt ihr von einer Stadt, die es mit einem Könige aufnahm, von dem es obendrein nicht unwahrscheinlich wahr, daß er ihr Oberherr werden würde?

Daher wird es euch nicht wundern, wenn Mühlhausen oft gegen die Landgrafen von Thüringen Krieg führte. Unter andern vereinigten sich im 14ten Jahrhundert die drey schon genannten Städte gegen den damaligen Landgrafen Friedrich. Sie thaten ihm überaus großen Schaden. Endlich aber ward Friedrich Herr, gieng dann auf Mühlhausen los, steckte zur Strafe die Stadt

in Brand und plünderte sie aus. Damals hatte diese Stadt von den Kaisern schon ansehnliche Vorrechte vor andern Städten erhalten. Z. B. wer gegen andre Städte, oder deren Einwohner Beschwerde zu führen hatte verklagte sie vor dem Landgerichte, welches zu gewissen Zeiten der Landgraf über ganz **Thüringen** hielt; wohin denn die Einwohner der Städte gefordert wurden und erscheinen mußten. Aber ein mühlhäuser Bürger brauchte hier nicht zu erscheinen. Wer etwas gegen ihn hatte, konnte ihn nur bey seinem eignen Stadtrathe — und die ganze Stadt selbst, nicht etwa beym Landgrafen, sondern nur beym Kaiser verklagen. — Sie durften Geld münzen, welches sonst nur blos ein hohes Vorrecht der Fürsten ist, und keiner, außer einer Reichsstadt, erlaubt ist.

Durch solche und mehrere Vorzüge erwarb sich **Mühlhausen** immer mehr Einwohner und Achtung von andern. Fürsten ersuchten diese Stadt im 14ten Jahrhundert oft, ihnen beyzustehen und sich mit ihnen freundschaftlichst zu verbinden. Sie hielt aber auch äußerst auf ihre Rechte und Vorzüge und widersetzte sich selbst dem Kaiser, wenn man ihr einmal eingeräumte Freyheiten wiedernehmen wollte. Der Kaiser war immer der bisherige Ober-

herr

herr Mühlhausens gewesen, da er nicht überall selbst zugegen seyn konnte; so setzte er Personen, die seine Stelle vertraten. Auch Mühlhausen hatte einen solchen kaiserlichen Stellvertreter, der im Namen des Kaisers wieder die Aufsicht über die Regierung des Stadtrathes führte. Man nannte ihn den Reichsschultheißen. Kaiser Ludewig brauchte im 14ten Jahrhundert viel Geld. Die Stadt Mühlhausen borgte ihm eine ansehnliche Summe. Anstatt der Zinsen und zum Unterpfande der richtigen Wiederbezahlung, erlaubte der Kaiser den Mühlhäusern nicht nur alle seine bisherigen Einkünfte, die er aus dieser Stadt gezogen, zurückzubehalten, sondern er überließ ihnen auch alle seine bisher hiergehabten Rechte. Seit der Zeit erhielten sie das Reichsschultheissenamt selbst, welches sie durch einen ihrer Bürger besetzten. Das war ein wichtiger Vorzug, wodurch die Macht dieser Stadt sehr erweitert wurde! denn nachdem die Stadt das Reichsschultheissenamt erhalten und dem Rathe alle damit verbundene Rechte und Nutzungen, welche sonst der Kaiser und Reich erhalten, anheim gefallen, so ist von der Zeit an unter allerhöchster kaiserl. Autorität alles dasjenige, was von einer Regierung gesagt werden kann, von dem Ra-

the ausgeübet worden. Der Stadtrath bestand zu Ende dieses Jahrhunderts aus vier Abtheilungen. Nur eine dieser Abtheilungen regierte auf einmal. Jedes Jahr kam eine andre an die Regierung. Eine solche Abtheilung bestand theils aus Patriciern (Abkömmlingen von Edelleuten) theils aus Zunftgenossen (Mitgliedern der Zünfte). Was Zünfte und Stadtrath sind, habt ihr bey Langensalza kennen lernen. Dieser Stadtrath verwaltete auch hier das Beste der ganzen Stadt. Und wo Ausgaben oder Kosten nöthig waren, nahm man das Geld aus der gemeinen öffentlichen Kasse. In diese gab jeder Bürger jährlich ein Gewisses, bald mehr, bald weniger, nachdem er viele, große Häuser, Grundstücke, Aecker und sonstiges Vermögen hatte.

Schon damals war Mühlhausen wegen seiner Tuchwebereyen sehr berühmt und trieb besonders einen starken Handel mit Tüchern nach den nördlichen Ländern. Viele Juden befanden sich, wie in Langensalza, so auch hier, die aber auf ähnliche Weise wie dort verfolgt und ausgerottet wurden. Ihre Güter mochten mit ein Hauptbewegungsgrund dieser Verfolgung seyn. Denn der Stadtrath nahm sie sogleich in Besitz, wobey wieder

der ein merkwürdiger Beweis vorkommt, wie groß schon die Varrechte dieser Stadt waren. Eigentlich gehören Güter, die keinen Herren mehr haben, weil der ehemalige Besitzer selbst nicht mehr da ist, keine Erben auch kein Testament hinterlassen hat, worin er sie jemanden schenkte, dem Landesherrn, folglich hier, die Güter der ausgerotteten Juden, dem Kaiser als einzigen Oberherrn der Stadt. Dieser verlangte sie, allein der Stadtrath, gab sie nicht zurück und berief sich, auf die Versetzung der kaiserlichen Rechte an die Stadt, von der ich euch erzählt habe.

Gehört habt ihr ebenfalls schon, daß diese einzige Stadt in den Kriegen der damaligen Zeit eine ansehnliche Rolle spielte. Sonst waren die Bürger selbst, die einzigen Krieger der Stadt gewesen. In diesem Jahrhunderte nahm die Stadt (wieder ein wichtiger Vorzug vor andern Städten, welche nie Ausländer als Soldaten halten und besolden durften, ein Recht, das dem Landesherrn allein zukommt) auswärtige Krieger zu Pferde und zu Fuß in ihrem Sold.

Im 16ten Jahrhundert gieng mit dieser Stadt eine große Veränderung vor. Die Obrigkeit erlaubte einem ehemaligen Prediger Thomas Münzern

zern *), hier zu predigen. Dieser wollte gern ein großer, mächtiger Herr werden und dazu gehörten Land und Leute, die ihn auch dafür erkannten. Um beydes zu erhalten, bediente er sich erst hier der Predigten, die Bürger gegen ihren Stadtrath und dann das ganze gemeine Volk der umliegenden Gegenden, gegen ihre Fürsten zu empören. Er sagte: Es gienge ihnen unter ihrer jetzigen Obrigkeit viel zu schlimm, sie sollten ihr nicht mehr gehorchen, und ihn nur machen lassen, er wolle alles viel besser und für sie vortheilhafter einrichten. Das leichtgläubige Volk ließ sich dazu von diesem Manne, der sich auf göttliche Gebote und Offenbarungen berief, zum Ungehorsam bereden. Die Folge war, daß zunächst in Mühlhausen Rath und Regierung der Stadt ganz anders eingerichtet, und in den angränzenden Ländern alle Bauern und Unterthanen Empörer gegen ihre Fürsten und Herren wurden. Diese verei-

*) Die ausführlichere Geschichte dieses unruhigen Kopfes könnt ihr in einem kleinen Büchelchen lesen, das kürzlich für euch geschrieben wurde. Es heißt: Geschichte aus Obersachsen für einen deutschen Knaben. Geschichte des schwärmerischen Pfarrers und Bauernfeldmarschalls Thomas Münzer in Thüringen, im Jahr 1525. Es ist zu Göttingen herausgekommen und kostet 6 gl.

vereinigten sich und ließen ihre Soldaten gegen die unruhigen Unterthanen marschiren und brachten sie sehr bald wieder zum Gehorsam. Hierauf rückten sie vor Mühlhausen um es zu bestrafen, weil es einen Aufwiegler des Volks aufgenommen, geschützt und dessen Rathschläge befolgt hatte. Die Einwohner wendeten alles an die erzürnten Fürsten Sachsens, Hessens und Braunschweigs zu besänftigen und zum Abzug zu bewegen. Aber vergebens. Die Stadt wurde zwar mit Brand und Verwüstung verschont; aber dafür mußten die Bürger mit einem Fußfalle vor den Fürsten erscheinen, die Schlüssel der Stadt ihnen nebst einer großen Summe Geldes übergeben, jedem noch eine jährliche Abgabe versprechen, alle ihre Dörfer ihnen versetzen und ihre Herrschaft anerkennen. Von der Zeit an wechselten jährlich diese drey Fürsten in der Regierung über diese Stadt ab. Ihre Freyheit war verscherzt! Der Churfürst zu Sachsen Johann, der Herzog zu Sachsen George, der Herzog zu Braunschweig Heinrich, und der Landgraf Philip zu Hessen, besetzten mit ihren Völkern die Stadt, der von Münzern gesetzte sogenannte ewige Rath wurde abgesetzt, und die Stadt wurde zu 80000 Gulden Kriegskosten und zu 40000 Gulden zur Abwendung der Plünderung, auch wie Langensalz

zur Schadloshaltung der geplünderten Edelleute und Klöster, verurtheilet, und an ihren Rechten so sehr eingeschränket, daß sie einer Reichsstadt nicht mehr ähnlich blieb. Aber in dem unglücklichen Kriege, den die Fürsten dieser Länder nachher gegen den Kaiser führten und in welchem, wie ihr im 2ten Bändchen gehört habt, Sachsens Fürst gefangen wurde, machten sich auch die **Mühlhäuser** von ihrer Herrschaft wieder los; nachdem sie die bestimmte Strafe an Gelde, und die jetzt genannte Schadloshaltung berichtiget hatten. Sie erhielten vom Kaiser wieder die Bestätigung ihrer alten Rechte und Vorzüge, vermöge deren ihre Stadt eine sogenannte kaiserliche freye Reichsstadt blieb, d. h. eine solche Stadt, welche keinem deutschen Fürsten unterworfen, doch die Rechte eines solchen hatte, sich selbst durch ihren Rath regierte und vom Kaiser gegen jeden beschützt wurde, der ihr etwas von ihren Freyheiten oder Vorrechten rauben wollte. Worinn diese letztern öhngefähr bestanden haben, könnt ihr euch schon nach dem, was ich von ihrer Geschichte erzählt, vorstellen, wobey ihr auch die hohe Gerichtsbarkeit nicht vergessen dürft, die ich schon oben erklärt habe. Mehrere ihrer Rechte euch zu erklären, würde zu viel Raum wegnehmen. Indessen will ich euch doch noch einige nen-

nen,

nen, die euch gewiß ein einsichtsvoller, erwachsner Freund erklärt. Zu den Rechten der Bürgerschaft gehört unter andern, daß zwey bürgerliche Deputirte der Justification der öffentlichen Kassenrechnung beywohnen, das Ius appellandi ad summa imperii tribunalia, daß kein Bürger außer Criminalfällen in gefängliche Haft zu legen, sondern nur in Bürgergehorsam zu setzen, die niedere Jagd u. s. w.

Wenn ihr euch alle diese Vorrechte nun zusammendenkt, welche Mühlhausen nach und nach erhalten; so könnt ihr euch doch wohl schon einen kleinen Begriff von den Vorzügen einer Reichsstadt vor einer andern Stadt, machen.

Gleich bey unserm Eintritt in die Stadt fanden wir das Zeichen des kaiserlichen Schutzes. Wir sahen am Thore den Adler, das Sinnbild im deutschen Reichswappen, welches der jedesmalige Kaiser führt. Das hohe Alter der Stadt bewieß die altgothische Bauart der hiesigen Kirchen, unter denen sich besonders die sogenannte Lieben-Frauenkirche auszeichnete. Viel Kunst, Zeit und Geld war gewiß an ihrem Bau verschwendet, aber alles — ohne Geschmack. Sie ist noch außerdem dadurch merkwürdig, daß der jedesmal neu gewählte Rath vor dieser Kirche schwören muß, nach und

mit Gerechtigkeit zu handeln und zu regieren. **Mühlhausen** ist um vieles größer aber nur um ein weniges bevölkerter als **Langensalza**. Man zählt etwa 8000 Einwohner, welche von ihrem Stadtrathe regiert werden. Seit des im Jahr 1757 vom Kaiser bestätigten neuern Vertrages, besteht die Zahl der Rathsglieder aus 26 Gliedern, die den Namen des innern Raths führen. Dieser innre Rath besteht aus zweyen Collegiis, welche im Regimente mit einander abwechseln. Jedes Collegium besteht aus 1 Bürgermeister und 7 Senatoren von Gelehrten, und 1 Bürgermeister 7 Senatoren aus denen Handwerkern. Der größte Theil der hiesigen Einwohner beschäftigt sich mit dem Feldbau. Sie gewinnen nicht nur so viel Getraide als sie brauchen, sondern treiben mit ihrem Ueberfluß noch einen sehr ansehnlichen Handel damit nach den Nordländern, wozu die Lage ungemein günstig ist. Denn 4 Stunden davon liegt **Wanfried** an der **Werre**, wo alles zu Schiffe gebracht und sehr bequem auf der **Weser** weiter nach der **Nordsee** hingeschaft werden kann.

Hier will ich gleich alles Bemerkenswerthe dieser Stadt zusammen fassen, was wir bey unsern verschiednen Ausgängen einzeln uns bekannt machten.

ten. Die Stadt begreift in ihrem Umfange 3346 geometrische Schritte und hat sieben Thore und fünf Vorstädte. Neunzehn bewohnte Dörfer gehören unter ihre Gerichtsbarkeit, und die sämtliche Geistlichkeit in der Stadt und auf dem Lande besteht aus 21 Personen, über welche ein Superintendent gesetzt ist. Nur in fünf Kirchen wird Gottesdienst gehalten. Die **Unstrut**, welche vom Eichsfelde herunterkommt, theilt sich vor der Stadt in 2 Arme, welche um dieselbe auf beyden Seiten herumgehen und sich hinter derselben wieder vereinigen. Ihr Trinkwasser bekommen sie nur aus einer einzigen Quelle, die eine Stunde von der Stadt entspringt, und der **Popperoderbrunnen** genannt wird. Alle Jahre ziehet die hiesige Geistlichkeit und Schule zu diesem Brunnen um hier Gott zu danken und um fernere Erhaltung dieser Quelle zu bitten. Aus eben diesem Brunnen entspringt die **Schwemmotte**, ein kleines Flüßchen, das mitten durch die Stadt geht, größtentheils die obere und untere Stadt scheidet und sich in die **Unstrut** ergießt. — Die Kirchhöfe sind hier noch, wie in mehreren alten Städten in der Stadt. Bey ihrer Anlage mochte man damals noch nicht dran gedacht haben, daß die Ausdünstun-

gen so vieler Leichname die Luft verderben, welche die drum herumwohnenden Leute doch nachher wieder einathmen müssen. — So wie in Langensalza der Klubb, so ist hier ein öffentliches Haus, die Brodlaibe genannt, welches zu allen den Zwekken eingerichtet ist, welche solche öffentliche Häuser zu haben pflegen. Es ist noch außerdem ein grosser Concertsaal darinn und vornehme Reisende finden hier gute Bewirthung. Auch sind hier 4 Lesegesellschaften im Gange, obgleich nicht ein einziger Buchhändler hier vorhanden ist. Ich zweifle gar nicht dran, daß sich diese Stadt nicht durch mehrere Merkwürdigkeiten auszeichnen sollte. Wir hatten aber keine Gelegenheit mehrere zu erfahren, weil unser Aufenthalt hier nur sehr kurz war, wie ihr gleich hören werdet. Wer aber von euch Bekkers deutsche Zeitung bekommen kann, wird darinn viel Rühmliches von dieser Stadt finden.

Unsern ersten Besuch machten wir gleich denselbigen Nachmittag, da wir angekommen waren, bey einigen Freunden unsers Instituts Hrn. Kaufmann Hagenbruch und Hrn. Archidiaconus Stüler. Wir wurden von beyden sehr freundschaftlich und mit einer Güte aufgenommen, die nur guten Menschen eigen zu seyn pflegt. Bey ersterem lernten

ten

ten wir die Herrn Gebrüder Lutteroth kennen, die mit Hrn. Hagenbruch in kaufmännischen Verbindungen stehen, und sehr ansehnliche Handelsgeschäfte, besonders mit gedruckten wollenen Zeugen, treiben. Da sie eine eigne Druckerey haben, worinnen Serge (grobe wollene Zeuge) gedruckt werden, so baten wir um die Erlaubniß diese sehen zu dürfen. Sie waren so gütig uns selbst dahin zu führen. Wir traten in ein sehr langes, aber nur aus einem Geschoß bestehendes Gebäude, und sahen die ganze Länge durch viele Druckerpressen und noch mehr geschäftige Arbeiter.

Die Serge kommen vom Wollenweberstuhl schon so vorbereitet, daß sie getragen werden könnten. Aber dem gemeinen Mann zu Gefallen, der diese Zeuge besonders trägt, alles Bunte liebt und gern besser bezahlt, werden auf dem Grund dieser Zeuge, noch farbigte Figuren eingedruckt. Die Figuren, welche man dem Zeuge geben will, sind auf einer kupfernen Platte, von der Größe eines mäßigen Tischblattes, eingegraben. Diese Platte wird mit der Farbe völlig überzogen, dann mit einem Span drüber hergefahren! Dieser Span nimmt von den Erhöhungen der Platte alle Farbe wieder weg, die also nur in den Vertiefungen der

Figur zurückbleibt, welche sie alle völlig ausfüllt. Dann wird soviel vom langen wollenen Zeugstück auf diese Platte gelegt, als Raum hat. Ueber das Zeug legt der Drucker einige Decken und schiebt nun die Platte auf eine Art Heerd oder Ofen unter die Presse. Dieser Ofen ist stark geheitzt und wärmt die Platte von unten. Von oben druckt die Presse so stark auf das Zeug, daß sich die auf der Platte eingegrabene Figuren, nebst der darinn befindlichen Farbe, durchaus auf dasselbe eindrücken. Drey Minuten unter der Presse sind dazu hinreichend. Dann nimmt der Drucker die Platte aus der Presse wieder vor, schlägt das Zeug davon wieder herab, kühlt sie schnell in ein dabeystehendes Wassergefäß ab, und fängt dieselbe Behandlung von vorn an. Das alles geschah äußerst schnell. Hr. Hagenbruch versicherte uns, daß ein fleißiger Drucker des Tages wohl 150 Ellen auf diese Weise drucken könnte. Zwey und dreyßig Ellen und drüber werden auf ein Stück gerechnet, und nun macht euch einen Begriff von den Geschäften der Herren Hagenbruch und Lutteroth, da sie des Monats über 1000 solcher Stücke drukken lassen, und auswärts zum Verkauf senden. Diese Anstalt noch bey Tage gesehen zu haben, war

doch

doch ein Gewinn unsrer heutigen Anstrengung auf dem Marsche. Kaum hatten wir das Wichtigste davon eingesehen, so überfiel uns die Nacht und verhinderte nähere Belehrungen. Wir brachten den übrigen Theil des Tages sehr vergnügt bey dem gastfreyen Hrn. Hagenbruch in der angenehmsten Gesellschaft zu und hatten die Freude, grade das Geburtsfest seiner lieben Tochter mit feyern zu helfen.

Ein kleiner Unstern in der Nacht.

Wir waren von Herrn Hagenbruch, bey dem es uns sehr wohl gegangen war, sehr spät nach unserm Gasthofe zurückgekehrt. Aeußerst ermüdet suchte nun jeder die Ruhe. Gegen Morgen wurden wir auf einmal durch ein Geräusch aufgeweckt. Einer unsrer Zöglinge — er mag Hildebrand heißen — befand sich nicht wohl. Er klagte über Kopfwehe und Ueblichkeit und indem befreyte ihn die wohlthätige Natur durch ein Erbrechen von der Quelle seines Uebels. Wir standen ihm, so gut wir konnten, bey, hüllten ihn warm ein, worauf

 er

er zu unsrer Freude ruhig einschlummerte und nicht eher, als mit uns allen zugleich, wieder erwachte. Da aber wären wir doch bald erschrocken, denn der arme Schelm sah ganz blaß aus und war so matt, daß er kaum gehen konnte. Zum Glück fielen wir sogleich auf die Ursache seines Uebels, welches durch das Erbrechen schon größtentheils gehoben war und uns daher keine erhebliche Besorgniß weiter machte.

„Was war denn aber die Ursache seiner Unpäßlichkeit?“

Genuß der Nahrungsmittel! Unsere Nahrung in Schnepfenthal ist einfach und natürlich, denn wir lieben alle körperliches Wohlseyn und Gesundheit. Wir begnügen uns nicht nur mit einem Gerichte, sondern dieß ist auch, zwar schmackhaft, aber einfach, ohne viele starke Gewürze und künstliche Zusätze aus fernen Ländern zubereitet. In der Stadt ist das anders, und es ist besonders einmal da Sitte und üblich, bey gewissen Feyerlichkeiten und Ehrenbezeugungen, die man andern erweiset, nicht nur vielerley Gerichte, sondern auch diese sehr künstlich zubereitet, zu geben. — In Schnepfenthal ist unser gewöhnlichster Trank die frische Quelle, zuweilen zur Belohnung und Erquik-

quickung ein — schreibe ein — Glas Wein. In der Stadt trinkt man gewöhnlich Bier und Wein, und bey besondern Gelegenheiten sehr vielerley Weine und warme Getränke durch einander. Wer sich nun an eine solche Lebensart bey beständigem Wohlseyn gewöhnen kann, der ist immer glücklicher, als viele tausende, die das nie können, ohne vielerley körperliches Ungemach deshalb zu leiden. Wer aber, so wie wir, aus Liebe zur Natur und Vorsorge für die Gesundheit, sich gar nicht an die Lebensart der Stadt gewöhnt hat und nun doch so auf Reisen etwa, in den Fall kommt, diese Weise mitzumachen, dem wird das, weil er durch die vorige natürliche Lebensart schon seinen Körper stark gemacht hat, gar nichts schaden, wenn er nur im Genuß — mäßig ist. Aber Hildebrand mochte wohl diesen kleinen Umstand aus der Acht gelassen haben, besonders da alle Speisen äußerst reitzend für den Gaumen zugerichtet und unsere Freunde aus allzugroßer Liebe, dieselben den Kleinen nicht oft genug anbieten zu können glaubten. Wir alle hatten an der nämlichen Tafel gespeiset, aber uns wohl gehütet, von allem, und von dem was wir zu uns nahmen, so viel zu genießen, als im Ueberfluß da, und uns gewiß von Herzen gegönnt war. Daher

befanden wir uns nicht nur dießmal, sondern auch die ganze Zeit unsrer Reise sehr wohl. Auch unser Hildebrand war den folgenden Mittag schon wieder hergestellt, und hatte das hauptsächlich sich selbst zu danken. Wir hatten ihm den folgenden Morgen, bey der Abreise, frey gestellt, in der zur Vorsorge mitgenommenen Chaise zu faren, aber auch zugleich ihm gerathen, wenn er könnte, lieber zu gehen. Er war nicht weichlich, folgte unserm Rath, und die frische Luft färbte bald seine Wangen wieder roth, so wie die Bewegung ihn wieder stark und munter machte.

Abreise von Mühlhausen.

Ehe wir den 6ten Oktober von Mühlhausen abreiseten, brachten wir noch ein Paar vergnügte Morgenstunden in dem Garten der Herren Lutteroth auf ihre freundschaftliche Einladung zu. Ein in demselben befindliches Monument zog besonders unsere Aufmerksamkeit auf sich. Es war ein Denkstein auf dem Grabe eines Anverwandten der jetzigen

gen Hrn. Besitzer, welcher diesen Garten angelegt hatte, mit der kurzen und eben deswegen schönen Innschrift: **Hier liegt Lutteroth ein Christ!** Es war eine besondere Empfindung vor der Grabstätte des Mannes zu stehen, der dem Bezirk umher Leben und Schönheit gegeben hatte. Alles stand noch, blühte, wuchs und gedeihte, aber der dieß alles geschaffen, war nicht mehr. Ihn sah man nicht mehr, aber die Früchte seines Fleisses, die Wirkungen seiner Thaten. Verweset war sein Körper, aber in seinen Werken lebte noch sein Geist. „**So können wir auch noch lange leben, wenn unsere Körper längst die Erde deckt!**" war die starke Aufforderung dieses Monuments an uns, zu rühmlichen, gemeinnützigen Thaten. — Um das Monument standen einige Bildsäulen, welche die bekannte Geschichte des sterbenden Vaters ausdruckten, der auf dem Sterbebette seine Söhne mittelst eines Bündels Stäbe zur Eintracht ermahnte, mit der sie alles ausrichten würden. Wer hätte, so lebhaft erweckt und gerührt, nicht mit den Gesinnungen der Verträglichkeit und Liebe von hier scheiden wollen! Wir lernten diesen Morgen noch einige würdige Männer kennen, von denen ich nur den Hrn. **König**, Rektor

tor am hiesigen Gymnasium, nennen will. Er stehet mit vielem Ruhme einer sehr ansehnlichen Schule, die in ihren 8 Classen an 600 Schüler zählt, vor, und hat sich um dieselbe schon durch mehrere allgemein bekannte Verbesserungen verdient gemacht.

Gegen 10 Uhr machten wir uns, bey vortreflichem Wetter, auf den Weg nach Eisenach, von 10 Freunden aus Mühlhausen begleitet, welches natürlich unsre ohnehin starke Gesellschaft, doppelt mit geselliger Freude belebte.

Auf der ersten Anhöhe die wir erreichten, konnten wir besonders gegen Mitternacht sehr deutlich einen ziemlichen Theil des Mühlhäuser Gebietes übersehen. Wie weit ihr reichsstädtisches Gebiete mit den dazu gehörigen Dörfern und Fluren gehe, läßt sich von weitem an der Mitternachtsseite bemerken, weil dort dasselbe mit einen lebendigen Zaun begränzt ist, in welchem von Weite zu Weite Thürme stehen. Ehe wir diese niedersächsische Reichsstadt aus dem Gesichte verliehren, will ich euch noch vor einem Irrthume warnen, den ihr Name leicht veranlassen kann. Noch mehrere Oerter führen ihn. Außer vielen Dörfern gleiches Namens, giebt es noch ein Mühlhausen in der Schweitz,

in

in Böhmen und in Schwäbisch-Oesterreich. Mit allen diesen Orten dürft ihr unsre Reichsstadt, an der thüringischen Gränze nicht verwechseln.

Im Dorfe Langula, eine Stunde von Mühlhausen gelegen, wo sich unsre lieben Freunde und Begleiter von uns trennten, sahen wir einen sonderbaren Auftritt. Wir glaubten auf einmal in Kriegszeiten versetzt und in Feindes Landes zu seyn. Churfürstlich sächsische Soldaten waren hier einquartirt, hielten an verschiednen Orten Wache, und löseten sich ab. Erscheinungen, die auf einem Dorfe so ungewöhnlich sind, daß sie uns nothwendig auffallen mußten. Dazu kam noch ein gewisses schüchternes Betragen der Einwohner, die sich nicht einmal getrauten, uns auf unsre Fragen Auskunft zu geben. Wir hatten aber gar bald Gelegenheit den Zusammenhang dieser sonderbarscheinenden Dinge zu erfahren. Langula und noch zwey in der Nähe liegende Dörfer Ober- und Niederdorla, die man alle drey zusammen auch die Voigtey nennt, haben itzt, da Hessen seine meisten Gerechtigkeiten an Chursachsen abgetreten, zwey Herren, die gemeinschaftlich über sie regieren, die Churfürsten von Sachsen und Maynz. Diese sonst sehr wohlhabenden Dörfer hatten von uralten Zeiten

her

her manche Vorrechte und Freyheiten, in deren Besitz sie bisher geblieben waren. Vor einigen Jahren aber verlangte die Herrschaft, (so erzählte man uns die Sache) eine Aufsicht über ihre Holzungen, welche einen der vornehmsten Nahrungszweige dieser drey Dörfer ausmachet; weil sie beschuldiget wurden, als hätten sie ihre Waldungen nicht forstmässig gehalten: zugleich wurden auch Ansprüche auf mehrere Geldabgaben gemacht. Zu beyden wollten sie sich nicht verstehen, weil sie glaubten nicht darzu verbunden zu seyn, auch wirklich bewiesen, daß die Beschuldigung von übler Verwaltung ihrer Wälder ungegründet sey. Ueberhaupt beriefen sie sich auf ihre alten Rechte und Gesetze.

Da sie sich auf diese Weise dem Willen der Landesherrschaft nicht gutwillig fügen wollten; beschloß diese, sie durch Gewalt zu zwingen und schickten ihnen Execution zu, d. h. sie schickte diesen Dörfern Soldaten zu, welchen die Einwohner täglich Essen, Trinken, Quartier und ein Gewisses an Geld so lange geben müssen, bis sie der Herrschaft gehorcht haben. Daß dieß eine harte Züchtigung sey, könnt ihr leicht denken, da oft der Landmann alle Hände voll zu thun hat, mit seiner sauern Arbeit nur sich und seine Familie, geschweige noch

fremde

fremde Kostgänger zu erhalten. Indessen litten sie diese Strafe und beharrten demohnerachtet auf ihrem Entschluß. Das zog ihnen noch schärfere Ahndung zu. Die Zahl der hingeschickten Soldaten wurde vermehrt; so daß bey unsrer Durchreise auf diesen drey Dörfern 250 Mann lagen, welche die Einwohner derselben zu unterhalten haben. Das muß diese Leute außerordentlich bedrücken. Man rechnet, daß 1000 Mann in Friedenszeiten, im Durchschnitt etwa 50000 Thlr. jährlich zu unterhalten kosten. Nun macht nach dieser Angabe selbst den Ueberschlag! dazu kommen noch andere Kosten. Sie suchten überall Hülfe auch mußten sie gelehrte, und rechtsverständige Männer zu ihrem Beystande haben, Advokaten, Sachwalter genannt, welche die Gesetze des Landes kennen, ihre Beschwerden vortragen und ihnen zu ihrem Rechte zu verhelfen suchen. Auch solche Männer thun ihre Arbeit nicht umsonst und müssen dafür theuer bezahlt werden. Was für Geld mag da den Leuten nicht aufgehen! Mit jedem Jahre vermehren sich die Ausgaben, welche dieser Prozeß (Streit) den unglücklichen Leuten verursacht. Schon lange hat ihr eignes Vermögen nicht mehr hingereicht, die Kosten zu bestreiten. Sie wurden deshalb genöthiget zu borgen und schon

jetzt

jetzt drückt sie eine Schuldenlast von mehr als 2000. Thlr. So kommen diese Landleute von ihrem ehemaligen Wohlstande sehr weit herab. Sollten sie recht haben, wie sie sich einbilden; so wären sie äußerst zu bedauern, daß sie unter solchen harten Bedruckungen ihr Recht erkämpfen müssen. Haben sie unrecht; welches ebenfalls bey dieser Verfahrungsart ihrer gerechtigkeitsliebenden Landesherrschaft, sehr wahrscheinlich wird; so sind sie wieder äußerst zu bemitleiden, daß sie vermuthlich schlecht unterrichtet von ihren Pflichten, solche falsche Gesinnungen äußern, durch die sie sich geradezu in's Verderben stürzen. Allem Ansehen nach werden diese Leute, was sie ja noch besitzen, völlig verlieren und am Ende wird nichts mehr übrig seyn, wovon sie der Herrschaft eine Abgabe entrichten könnten, wenn sie auch wollten. —

So eben da ich euch dies erzähle, schreibt mir ein Freund (im October 1786) zu meiner großen Freude: „Man hat keine öffentliche authentische „Nachricht, welches eigentlich die Punkte sind, „worüber gestritten worden, man kann auch so gewiß nicht sagen, wer Recht hat, oder wie weit er „Recht hat. Die Bauern haben mit einer bewun„dernswürdigen Verschwiegenheit gagen Fremde,

„und

„und mit einer noch weit größern Geduld ihre Sa-
„che getrieben. Aber eben dadurch haben sie auch ih-
„ren Prozeß so ziemlich glücklich gewonnen. Die
„Executionstruppen sind in dieser Woche abgegangen.
„Wie man sagt, so ist ihnen ihr Holz frey gelas-
„sen worden, da man ihnen keine üble Verwaltung
„hat beweisen können. Sie haben sich aber auch
„noch zu etlichen hundert Thalern Abgaben verbind-
„lich gemacht. Die aufgelaufenen schweren Commis-
„sionsgebühren tragen die Herrschaften."

Naza und Mühla.

Wir verließen Langula in ziemlicher Verlegen-
heit. Besonders blieb es uns räthselhaft, woher
es doch komme, daß eine so gesittete, aufgeklärte,
durch mehr als ein Band der Liebe unter sich ver-
bundne Nation, wie die Deutsche, noch nicht ein-
mal so weit gekommen sey, entweder Zwistigkeiten
ganz zu vermeiden, oder entstandne, auf's kürzeste
zu schlichten, damit nie solche Scenen eines lan-
gen Elendes sich darbieten, nach deren Aufhören

die eine Parthey alles verloren und die andre nichts gewonnen hat? Und gewänne auch ein Theil, was für ein Gewinn! Ist das auch ein Gewinn, der mit hundertfachem Verlust erkauft wird? Kinder! lernt in der Jugend eure Begierden beschränken, auf daß euch im Alter Gnügsamkeit und Zufriedenheit mit wenigem glücklich mache. Da habt ihr schon eine große Quelle unseliger Zwiste verstopft. Lernt aber auch nachgeben und euch in die Ordnung der Welt und der Dinge fügen. Leidet lieber freywillig einen kleinen Verlust, als daß ihr durch fortgesetzten Unfrieden euch einen größern erzwingt!

Unser Weg führte uns jetzt an die kleine Bergkettte, das Hainigt genannt, die uns bisher linker Hand liegen geblieben war. Wir erstiegen die Anhöhe und unser Weg durchschnitt das Gehölz, womit die ganze Bergreihe bedeckt ist, und welches hier aus Buchen, Aspen, Eschen und Ahorn bestand. Dies ganze Gehölz, welches sich immer ein 8 ⸗ 11 Stunden in die Länge erstrecken mag, und dessen Breite, da wo wir durchwanderten, eine gute Stunde betrug, gehört zum Theil jenen 3 Dörfern und gab auch Anlaß zu Beschwerden. Man gab ihnen Schuld, sie hätten nicht klüglich und spärlich mit ihrem Holze gewirthschaftet, es zur

unrechten Zeit geschlagen, dabey nur auf ihren und nicht auf den Nutzen ihrer Nachkommen gesehen. Daher wollte ihnen die Landesherrschaft, einen forstverständigen Jäger zur Aufsicht setzen; aber auch dagegen haben sie sich gesträubt.

Da wir die Anhöhe erreicht hatten, machten wir abermals die Erfahrung, von der wir uns auf den thüringischen Waldbergen schon oft überzeugt hatten, daß das Luftmeer, welches unsre Erde umgiebt, unten dicht an der Erde am wärmsten sey, aber nimmer kälter werde, je weiter es von der Erde entfernt ist. Unten auf der Ebne war uns die Mittagshitze beynahe beschwerlich gefallen, oben auf diesen Bergen war die Luft so merklich frisch, daß wir schneller gehen mußten, um unsern Körper in einem gleichen Grade der Wärme zu erhalten. Vielen Kellerhals bemerkten wir in diesem Gehölze, der sich durch rothe Blüthen nud Beeren kenntlich macht. Vor dem Genuß der letztern hütet euch ja. Sie wirken äußerst heftig auf den Körper und richten entsetzliche Zerrüttungen an. Sehr oft kostet ihr Genuß das Leben. Ein Thier kann man mit 6 solcher Beeren töten. Das mag für die kleinen Näscher eine ernstliche Warnung seyn, welche von allem was lieblich aussiehet, auch

lieblichen Geschmack und gesunden Genuß vermuthen. Ich wenigstens möchte nichts genießen, dessen Eigenschaften und Wirkungen auf die Gesundheit meines Körpers ich mich nicht vorher bemühet hätte, kennen zu lernen. Wozu hätte ich denn das ädlere Geschenk der Vernunft? statt dessen die Thiere nur mit einem gewissen blinden Triebe zufrieden seyn mußten, der sie zwar bey allen ihren Geschäften, auch bey der Aufsuchung ihrer Nahrung sicher leitet und nur, was ihnen nütze ist, zuführt; aber mit welchem sie auch dem großen Vergnügen entsagen müssen, durch Unterricht viele Dinge kennen zu lernen, von denen ich außerdem nie würde einen Begriff bekommen haben, — durch eignes Nachdenken vieles von den Eigenschaften, Ursachen und Wirkungen der Dinge einzusehen — aus eigner Ueberlegung das Nützlichere immer dem Schädlicheren vorzuziehen — und dem Körper ganz freywillig und ruhig das zu versagen, was ihm schädlich ist, wenn er auch mit noch so heftiger Begierde darnach strebte. So kann ich euch versichern, daß die körperlichen Augen unsrer sehr hungrigen Zöglinge, jetzt um die Mittagsstunde, diese lachenden Beeren gar nicht gleichgültig ansahen; aber das Auge ihres Verstandes erblickte alle die nachtheiligen

ligen Folgen, welche der Genuß dieser Früchte haben würde, und sie begehrten nicht davon zu essen.

Auf einmal erhob Andreas ein Freudengeschrey. Er hatte eine Amphibie entdeckt. Wir eilten alle hinzu und sahen die Schlange zerstückt vor ihm liegen, an der er schon seinen Heldensinn gezeigt hatte. Sie mochte etwa anderthalb Fuß lang gewesen seyn, hatte keine Schilde, sondern zeichnete sich durch kleine Schuppen aus, woraus wir sogleich schlossen, daß sie zu den Aalschlangen gehören müsse. Es war in der That, die sehr bekannte und nichts weniger, als giftige Blindschleiche, deswegen so genannt, weil sie ungemein kleine Augen hat, die kaum zu erkennen sind. Sie hat auch den Namen Bruchschlange, weil sie sehr leicht in Stücken bricht, wenn man sie nur mit einem dünnen Stabe schlägt. Doch that sich Andreas sehr viel auf seine Heldenthat zu gute. Dies glücklich bestandne Abenteuer war das erste und letzte in diesem Gehölze.

Wie die Aussicht wieder freyer wurde, fielen uns linker Hand die Ueberbleibsel des alten Schlosses Haynek in die Augen. Eine hohe Steinmasse ohne Dach ragte mitten aus dem Walde hervor — erinnerte uns alle an längstvergangne Zeiten, weis-

sagte aber auch, besonders zweyen aus der Gesellschaft, eine sehr nahe, erwünschte Zukunft. Landgraf Balthasar von Thüringen, der eine halbe Stunde von Schnepfenthal im Kloster Reinhardsbrunn begraben liegt, ließ zu Anfange des 15ten Jahrhunderts dies Schloß, auf diese Anhöhe bauen. Solche Schlösser (auch Burgen genannt) gehörten zu den Sicherheitsanstalten der damaligen Zeiten. Zu Kriegszeiten fand man hier ziemlich sichre Zuflucht vor den Verfolgungen der Feinde. Im Bauernkriege, den Thomas Münzer veranlaßte und im 30jährigen Kriege, flüchteten sich die Bewohner der hiesigen Gegenden häufig nach diesem Schloß und fanden da Sicherheit, Schutz und bequemen Aufenthalt, besonders, da sie einen heimlichen, verdeckten Weg vom Schlosse bis zum adlichen Wohnhause in Naza, das eine Viertelstunde davon liegt, angelegt und auf diesem alle nöthige Bedürfnisse von dort hinauf geschafft hatten.

Ein Zögling und einer der ältern Freunde aus unsrer Gesellschaft, die schon ehedem in dieser Gegend gewesen waren, empfanden eine ungemeine Freude, bey Erblickung der Hainikburg, die sie zwar von dieser Seite nie, aber wohl von der andern, aus einem gewissen Garten, und an der

Sekte,

Seite, gewisser lieber Freunde oft gesehen hatten. Beyder Füße schienen jetzt beflügelt zu werden. Sie eilten in der Gesellschaft zweyer andern Zöglinge voraus und kamen eine gute Viertelstunde eher, als die übrige Gesellschaft in Naza an. Sie giengen sogleich auf die Wohnung des Gutsbesitzers zu, dem das ganze Dorf Naza gehört. Sie erfuhren, daß alles eben zu Tisch säße, und das war ihnen gerade zur Ausführung eines kleinen Plänchens recht. Sie traten in's Haus, stellten sich vor das wohlbekannte Eßzimmer und stimmten ein Lied, nach Art herumziehender Bänkelsänger, an. Kaum war die erste Strophe halb geendigt; so kam Frau von Hopfgarten, die nahe Verwandte des Zöglings, heraus, und erkannte sogleich, nach einer kleinen Bestürzung über die zwey andern fremden Gesichter, ihre beyden Freunde. So wie sich August (nun will ich ihn bey seinem wahren Namen nennen) erkannt sahe, fiel er seiner geliebten Tante um den Hals und die Freude des Wiedersehens glühete in seinem Gesicht. Wir eilten ins Zimmer, wo dem Herrn von Hopfgarten und seiner Fräulein Tochter unsere Erscheinung eben so unerwartet war. Wir lösten sogleich das Räthsel, erzählten die Veranlassung und weitere Absicht unserer Reise, noch nach Eisenach

 zu

zu gehen. Die übrige Gesellschaft war so gefällig gewesen, sich einen kleinen Umweg dahin gefallen zu lassen, damit wir nur das Vergnügen hätten, einige würdige Freunde in Naza und weiterhin in Mühla zu besuchen.

So wie sie hörten, daß unsrer noch mehrere wären, und der größte Theil unsrer Gesellschaft noch zurück sey, luden sie sogleich die Zurückgebliebnen, mit denen wir veradredet hatten, im Wirthshause wieder zusammen zu treffen, auf das freundschaftlichste ein. Alles ward im Hause thätig und geschäftig uns Gutes zu thun. Uns däuchte gar nicht im Hause eines Adlichen zu seyn. Es war, als wären wir dem Stande nach bey unsers Gleichen; so liebreich, so herzlich, so freundschaftlich giengen sie mit uns um. Die vornehme Ruhe, die man wohl sonst in manchen Familien der Adlichen, besonders unter dem Frauenzimmer antrift, war hier gar nicht sichtbar. Fräulein von Hopfgarten eilte in die Küche und bereitete uns sehr geschwind eine erquickende Mahlzeit; indessen ihre würdigen Aeltern im Zimmer beschäftigt waren, für unsre und der kleinen Zöglinge Bequemlichkeit so zu sorgen, als wenn wir zu ihrer Familie gehört hätten. O wie bekam uns das so wohl, nach dem etwas

beschwer=

beschwerlichen Marsche! Doppeltes Vergnügen hatten noch unsere Zöglinge, sich in dem artigen, wohlgezognen, achtjährigen Sohne, des Hr. v. H. einen kleinen Freund zu machen; der sich mit seinen guten Aeltern um die Wette bemühete, ihnen den kurzen Aufenthalt doch recht angenehm zu machen. Nachdem wir die Gärten durchwandert, auch eine halbe Stunde bey der Kegelbahn zugebracht hatten, gedachten wir unsers Ziels, dankten für das Gute das wir bey dieser guten Familie genossen und machten uns auf den Weg nach Mühla. Hr. v. Hopfgarten hatte die Güte uns mit seinem Sohn auf einen Theil des schönsten Weges zu begleiten, den wir noch gemacht hatten. — Ein schmales Thal, frischgrün an seinen lichten Stellen durch heitern Sonnenschein erhellt, an seinen dunkeln Seiten durch Bergschatten, Buschwerk und die dicht dran stoßende Holzung tief schattirt. Der Weg krümmte sich durch dasselbe unter beständiger Abwechslung. Bald bückten wir uns unter überhängenden Aesten hoher Laubbäume bald arbeiteten wir uns durch Weidengebüsch — bald strichen dunkle Erlenzweige dicht an uns weg. Jetzt führte der Fußsteig dicht am Hohlweg hin — dann wieder abwärts näher dem Bach, der das ganze Thal durchfloß. Oft verengte es sich und mit ihm unser Weg so sehr, daß

wir nur einzeln hinter einander gehen konnten; auf einmal erweiterte sich der Raum wieder so sehr, daß wir sehr bequem neben einander wandelten. — Durch diese ganze schöne, enge Bergtiefe hin, begleitete uns Hr. v. H. bis wir wieder das Freye erreichten, wo er uns zurecht wieß und dann sich von uns trennte.

Kaum hatten wir die nächste Anhöhe erreicht; so stellte sich uns eine überraschende Scene dar. Die Werre (welche in Franken entspringt,) kam uns hier entgegen geflossen, das gab ein Jauchzen unter Jung und Alt. Es ward allgemein Halt gemacht, um so recht den erquickenden Anblick einer so großen lebendigen Wassermasse, die uns Bergbewohnern so was seltnes ist, zu genießen. Obgleich die Werre überhaupt nicht zu den beträchtlich grossen Flüssen Deutschlands gehört, und hier noch nicht einmal in ihrer größten Breite floß; so hatten wir, blos an die kleine thüringische Leine gewöhnt, doch schon allen Respekt vor ihr. Ihr Bette war schon weit genug um Raum zu einem mannichfaltigen Lauf und abwechselnden Erscheinungen zu geben; wobey sich manche geographische Begriffe recht gut im Kleinen aus der Natur selbst erläutern ließen. Wir sahen Inseln, Halbinseln,

Untie=

Untiefen, Buchten, Landzungen und — mit einer kleinen Anstrengung unsrer Einbildungskraft — auch Meerbusen.

Solche Schönheiten der Natur haben gewiß ungemein viel Anziehendes; doch noch mehr, Freundschaft und Liebe guter Menschen. Daher trennten sich abermals August und sein Freund, von der übrigen Reisegesellschaft und eilten voraus zu ihren Lieben in Mühla. Sie wurden hier vom Hrn. von Harstall und dessen liebenswürdigen Gattinn, eben so liebreich aufgenommen, wie in Naza! Da sie Gäste im Hause antrafen; so wollten sie sich, nachdem sie die Freude des Wiedersehens geschmeckt, wieder zu ihren Reisegefährten verfügen. Aber ihre Freunde ließen sie nicht nur nicht von sich, sondern suchten auch noch zu einem angenehmern Aufenthalt, der übrigen Reisegesellschaft beyzutragen, welche ihren Abend in der Gesellschaft des würdigen Pfarrers dieses Dorfs, Hrn. Hofmanns und seiner beyden erwachsnen Söhne zubrachten. Dieser, einer der wackersten Männer, war unsern Zöglingen ein recht lebendiges Beyspiel, mit welchen Freuden, eine wohlangewendete Jugend im Alter lohne. Er war in seinen jungen Jahren äußerst arm, aber rechtschaffen und fleißig gewesen. So

halte

hatte er sich durch seinen guten Charakter Gönner und Freunde erworben, und seine Kenntnisse und Geschicklichkeit, verschafften ihm bald Einkommen und Aemter. Ehe er nach Mühla kam, war er Pfarrer in einem andern Dorfe, in Stättfelde gewesen. Immer darauf bedacht in seinem Kreise Gutes zu wirken, stiftete er ein Denkmal, das ihm ein dankbares Andenken aller seiner dortigen Nachfolger erhalten wird. Durch Liebe wußte er kleine Beyträge an Geld zu erhalten, die er nach einem gewissen Plan auf eine kluge Art verwendete; so daß er bald in einem Schranke der dortigen Kirche mit Aufstellung einer kleinen Bibliothek den Anfang machen konnte, die doch bey seinen Abgang schon auf 363 Stück angewachsen war und mehrere theuere Werke in sich enthielt. Bücher sind einem jeden Gelehrten und besonders einem Geistlichen auf dem Lande unentbehrlich und schätzbar. In der Stadt hat man gelehrte Freunde und mehrere Bibliotheken, bey denen man sich Raths erholen kann. An dem allen aber fehlts gewöhnlich auf dem Lande. Wie angenehm muß es nicht einen neuen Pfarrer überraschen, in dieser Dorfkirche, einen kleinen, aber auserlesenen Vorrath der nützlichsten Bücher aus seinem Fache und zugleich eine Einrichtung vorzufinden.

finden, vermöge deren dieser Vorrath jährlich vermehrt werden kann! Eine solche gewiß nicht geringe Freude bereitete Hr. Hofmann allen seinen dortigen Nachfolgern, und war mit dem Bewußtseyn zufrieden, andern dies Vergnügen verschafft zu haben, ohne selbst diese Büchersammlung nutzen zu können. Nicht wahr, das heißt uneigennützig gehandelt?

Wie froh und in welcher freudigen Gemüthsstimmung wir auch jetzt diesen lieben Mann fanden, kann ich euch gar nicht beschreiben. Es scheint überhaupt ein Hauptzug seines sanften Charakters zu seyn, immer heitern Gemüths, sich der Güte Gottes zu freun, wie dies einer unsrer Freunde, der ihn länger kannte, allen versicherte; aber jetzt war er auch so ganz besonders vergnügt über ein Glück, das Niemand — euer Herz poche! — Niemand als ein gutes Kind geben kann. Seine beyden ältesten Söhne waren geschickt, brav und gesittet von der Akademie zurückgekehrt. Das war die Freude, die den guten, bejahrten Mann so innigst belebte! Er hatte so treu seine Vaterpflichten an ihnen erfüllt, keine Mühe, keinen Fleis gescheuet, und sie, da ihm sein mäßiges Einkommen keinen Aufwand zu einer kostbareren Erziehung derselben, auswärts,

erlaubte, von ihrer Kindheit bis zum Universitäts-jahr im Hause selbst erzogen, und in den mancherley Fächern der Sprachen und Wissenschaften selbst unterrichtet. Aus diesem einzigen Zuge könnt ihr euch schon einen Begriff von der Zärtlichkeit dieses Vaters gegen seine Kinder und von seinen Kenntnissen machen, die in der That nicht gemein sind. Besonders ist er in der Geschichte und Mathematik sehr zu Hause, „welches ihm, wie er uns versicherte, „beym Unterricht seiner Kinder wohl zu Statten „gekommen sey. Schon deshalb habe er oft, alle „die Stunden gesegnet, die er in seiner Jugend „auf diese beyde Wissenschaften verwendet. Hätte „er sich nach dem Beyspiele einiger seiner thörichten „Mitschüler gerichtet, die keinen Fleiß auf diese „vortreflichen Wissenschaften verwendeten, weil sie „meynten, man könne auch ohne dieselben ein gu-„ter Pfarrer werden; so würde er nie mit unaus-„sprechlicher Freude sagen können: ich habe meine „Kinder in allem selbst unterrichtet — würde viel-„leicht deswegen einen Informator haben halten „und mit Sorgen und Kummer Geld aufbringen „müssen, seine Kinder nöthige Kenntnisse erlernen „zu lassen, die er sie nun selbst gelehrt hatte.“

Wie sehr bestätigt dies Beyspiel den Nutzen meines Raths, den ich euch oben nach unserm Besuch bey Hrn. Wiegleb gab, doch ja alles, alles zu erlernen, wozu ihr nur im Felde der Künste und Wissenschaften Gelegenheit findet. Ihr belohnt euch damit selbst und süß.

Abreise von Mühla nach Eisenach.

Freytag Morgens den 7ten Oktober waren die Reiseaspekten sehr traurig der ganze Himmel umzogen und einzelne Regentropfen fielen schan herab. Indessen gedachten wir unsers Ziels, auch der lieben Zurückgelaßnen in Schnepfenthal, die nunmehr unsrer Zurückkunft schon wieder entgegen sahen und versagten uns selbst den längern Genuß aller der Freude, die wir alle, und unsere zwey hier schon bekannteren Reisegefährten besonders, in diesem Dorfe, bey wenigen, aber vortreflichen Menschen empfunden hatten. Wir schieden mit warmen Herzen und giengen gegen 9 Uhr muthig dem unfreundlichen Wetter entgegen. Wir wollten Mittags in Eisenach seyn, das noch 3 Stun-

den entfernt war. Weil wir es wollten; so konnten wir es auch, troz den Schwierigkeiten, die uns aufhielten. Unser fester Vorsaz, Geduld und Muth überwanden sie alle. Es regnete unaufhörlich! demohnerachtet scherzten wir, lachten dieser kleinen Beschwerde, erzählten einander, bemerkten manches und notirten es, wenn auch die Schreibtafel etwas naß wurde, mit dem Rücken gegen den Wind gekehrt, doch auf — auf den nassen, durch den Regen sehr schlüpfrig gewordnen Fußsteigen kamen wir beynahe mehr rück- als vorwärts, glitschten auch wohl einmal aus und verließen wir den Fußsteig; so wurden nach einigen Schritten unsre Füße so schwer belastet, daß noch weniger Fortkommens war. Dazu war der Weg nicht eben, sondern gieng ansehnliche Strecken durch, bergauf und ab. Plötzlich hatten wir uns auch wohl um eine gute Viertelstunde verirrt und grade nach einer Gegend hin, wo der rauhe Wind, unter beständigen Regengüssen, troz den Oberröcken auf allen Seiten uns kalt durchwehete und Gesicht und Hände, wie mit Nadeln, durchstach. Der schlimmste Gast, ein immer zunehmender Hunger, vermehrte endlich dies unausstehliche Gemach. Ja, ja, das war nicht mehr auszuhalten! Nichts gewisseres war voraus zusehen, als daß hier das junge Leben dieser armen

erbarmenswürdigen Kinder drauf gienge! — Ach! da sank der Muth allgemein! Es war ganz unmöglich noch einen Schritt weiter zu thun! Unter Heulen und Wehklagen setzte sich die ganze Gesellschaft mitten auf freyem Felde hin, zitterte vor Frost und troff vom Regen, jammerte und flehte: „ach! wenn sich doch nur eine Menschenseele unsrer „erbarmte — wenn nur ein Wagen käme — wenn's „nur aufhörte zu regnen — wären wir doch nimmermehr in solchem Wetter ausgereiset, da müssen wir nun auf freyem Felde elendiglich umkommen!"

In dieser Schilderung werden viele von euch, ihr kleinen dichtvermummten Weichlinge, ihr Bild, wie in einem Spiegel zu erblicken glauben, und eben deswegen sie gar nicht für übertrieben oder unnatürlich halten. So wahr das erste seyn könnte; so sehr würdet ihr euch im letztern irren. Meine Schilderung soll euch vielmehr sagen, wie sich unsre Zöglinge nicht betrugen. Grade umgekehrt! Je mehr sich das Ungemach häufte; desto mehr wuchs auch ihr Muth. Jemehr das schlimme Wetter ihre Zufriedenheit bestürmte; desto mehr spotteten sie desselben durch Lustigkeit und muntre Laune. Sie bedienten sich dabey unter andern, eines

Mittels, das ich allen Kindern bey unangenehmen Ereignissen empfehlen möchte. Sie stellten sich nämlich recht lebhaft vor, wie gut es sey, daß es ihnen nur nicht noch tausendmal schlimmer gienge! Statt aller der obigen Wenn's, dachten sie an ganz andre Dinge: „Wie wenn wir jetzt in Spitzbergen an Barens und Heemskerks Stelle wären?“ — „Wie, wenn jeder allein, von den andern getrennt, diesem Ungemach ausgesetzt wäre?“ — „Wie wenn uns jetzt Bären, oder hungrige Wölfe anfielen?“ — „Wie, wenn uns jetzt plötzlich die Nacht überfiele?“ — „Wie, wenn wir jetzt mit Gonzalez über die Kordilleras *) marschierten?“

Durch diese Vergleichung eines viel schlimmern Zustandes mit ihrem jetzigen sahen sie nicht nur ein, wie sehr erträglich dieser in der That noch sey; sondern hatten auch noch den Vortheil sich an merkwürdige Personen zu erinnern, deren Schicksale jetzt vortreflichen Stoff zur Unterhaltung gaben. Wir konnten uns jetzt alle ihre Beschwerden und Mühseligkeiten, da wir selbst deren einige, wiewohl sehr geringe, empfanden, viel lebhafter vorstellen, als da wir gesättigt, in warmer Stube, auf gemächlichen Stühlen ihre Geschichte zum ersten Male hör-

*) S. Pizarro in der 50ten Erzählung.

hörten. So rückten wir immer muthig vorwärts, bis wir auf der letzten Anhöhe Eisenach und die Wartburg, oben drüber vor uns liegen sahen. Es schien nur noch eine Viertelstunde entfernt zu seyn. Da wollen wir bald seyn!" hieß es und nun giengs aus vollen Kräften bergunter. Diesmal währte aber diese Viertelstunde ziemlich lange! denn erst nach Verlauf einer guten Stunde kamen wir sehr hungrig und ermüdet, vor das Thor von Eisenach an, wo das etwas lange und unfreundliche Examen der Wache doch erst unsre Geduld noch auf eine kleine Probe stellte.

Ich kann es ja wohl sagen, daß wir Erwachsne alle eine Freude hatten, auf diesem Marsche, an allen unsern Kindern ohne Ausnahme ein gutes verständiges Betragen beobachtet zu haben. Auch dies war einer der vielen Zwecke dieser Fußreise, unsere Kinder in Ertragung mancherley Beschwerlichkeiten, ohne die wir nun einmal in diesem Leben nicht durchkommen, zu üben. Diese, eine der stärksten Proben auf unsrer Reise, war glücklich abgelaufen! das machte uns allerdings viele Freude und gab uns die stärkste Honung, daß unsere Zöglinge, nun auch bey wichtigeren Hindernissen,

gleicher Muth, gleiche Geduld, gute Laune und Festigkeit zeigen würden!

Schloß Wartburg.

Aber nun konnten wir doch den gerechtesten Anspruch drauf machen, den übrigen Theil des Tages in gemächlicher Ruhe nach so viel beschwerlicher Ermüdung hinzubringen? — Wohl! — Wenn wir nur nicht den folgenden Tag wieder in Schnepfenthal hätten seyn wollen? Und wenn nur nicht so mancherley, vor allem aber die Wartburg noch zu sehen gewesen wäre, deren Höhe einmal zu besteigen, wir uns schon so oft in Schnepfenthal gewünscht hatten, deren Anblick von weitem uns auch auf unserm heutigen Marsch zu doppelter Anstrengung unsrer Kräfte gespornt hatte! — Zudem klärte sich das Wetter auf, der reinste Himmel blickte von allen Seiten durch — wären wir da nicht Thoren gewesen, bey schlechtem Wetter die Lust nicht gescheuet zu haben und nun bey gutem in der Stube zu sitzen? — Wie wir das so bey Tische,

wo es uns allen vortreflich schmeckte, überlegten und uns einmüthig entschlossen, sogleich nach dem Essen die Wartburg zu ersteigen — siehe da! eine ganz unerwartete Freude! Einer unsrer, in Schnepfenthal zurückgebliebnen, erwachsnen Freunde gieng über die Straße. Eben so unerwartet war ihm unser Zuruf! Er eilte in unsre Arme, erklärte sein Hierseyn und gab uns die besten Nachrichten vom Wohlseyn unsrer übrigen zurückgelassenen Freunde. Das war für uns eine wahre Herzstärkung! da er aber denselben Nachmittag wieder nach Hause wollte, trennte er sich sehr bald von uns und wir — bestiegen die Wartenburg.

Schon in der Stadt merkt man die allmählige Erhöhung des Weges, die immer steiler wird je weiter man hinaufkommt. Doch nur einen kleinen Halt, und einen Blick rückwärts auf die herrliche Landschaft bedurfte es, um nur immer nach einer weitern Aussicht begieriger zu werden. Der Weg krümmte sich um die Burg durch die ungeheuern Felsmassen, die auf der einen Seite steil über uns ragten, auf der andern uuter uns, jähe Klüfte abschnitten. Weiter hinauf war er durch's Gestein ausgehauen. Wir giengen auf Granit und durch Mauern, welche die Natur aus Quarz und

Glimmer aufgeführt hatte. Endlich erreichten wir nach einer guten Viertelstunde die Spitze des Felsen, auf welchem diese ehrwürdige Burg seit sieben Jahrhunderten stand. Ihr Anblick ist nicht schön, aber erhaben. Die hohe Lage dieses alten Gemäuers in einer äußerst romantischen Gegend, macht auf die Empfindung einen weit stärkern Eindruck, als alle Symmetrie eines reitzenden Baues der neuern Künstler. — Die Errinnerung an die grossen Männer, welche hier lebten und handelten, erfüllt die Seele mit Hochachtung und weckt die Einbildungskraft zu kühnen Bildern. Man glaubt in einen Tempel des Adels zu treten, wo man alle diese Edlen neben einander im Glanze ihrer Thaten erblicken wird. Das Dunkle des Eingangsgewölbes, durch 3 Thore verwahrt, Kanonen zur Linken und Wache zur Rechten, das alles vermehrt diese hohe Erwartungen. Selbst der über dem einen Thore in Stein gehauene Bote, den der Drache frißt, versetzt in die Denkart der vorigen Zeiten. Mit wenigem viel! Große Gesinnungen, dabey wenig ums Aeußere bekümmert! doch großer Aberglauben und wenig Geschmack! Wenn gleich die Brieftasche des Boten größer als der ganze Mann, gegen die Regeln der Kunst verstieß; so war

doch

doch der Sinn kräftig ausgedrückt:" Pförtner sey wachsam, sonst frißt dich der Drache!"

Wir ließen uns herumführen, um durch das nähere Anschauen dieser alten Denkmäler, die Erinnerung an die Vorzeit lebendiger zu machen. Man öffnete uns zuerst das sogenante Landgrafenzimmer. Das Wichtigste in demselben waren uns die Bildnisse einiger thüringischen Fürsten in Lebensgröße. Vor allen fiel uns Landgraf **Ludwig der Eiserne** auf. Dieser Beyname machte uns neugierig auf seine Geschichte. Wenn uns die Geschichte nicht mit einem Mährchen täuscht; so wollte das Volk durch diesen Beynamen die Härte andeuten, mit der er den Uebermuth des thüringischen Adels bestrafte. Er kam um die Mitte des 12ten Jahrhunderts sehr jung an die Regierung. Seine Jugend versuchte ihn, nur das Angenehme seines Standes zu genießen! für die Ausübung der schweren und wichtigen Pflichten desselben schien er noch nicht Einsicht genug zu haben. Er dachte nur drauf selbst froh zu leben und andern frohe Tage zu machen. Er gieng daher mit seinem Adel mehr auf den vertraulichen Fuß eines wohlwollenden Freundes um; ohne für die Achtung seiner Fürstenwürde sonderlich zu sorgen. Der Adel war uredlich genug, die

Schwäche und Güte des jungen, sorglosen Fürsten zu mißbrauchen — maßte sich größere Rechte an, als ihm gebührten — bereicherte sich durch unerlaubte Wege und drückte besonders die Unterthanen außerordentlich. Zufälligerweise, da sich Ludewig einst auf einer Jagd verirrte, wurden ihm durch einen Unterthanen über alle diese Dinge die Augen geöffnet. Von dem Augenblick fieng Ludewig an, als Mann zu handeln — untersuchte — fand die Beschwerden des Volks gegründet und strafte, wie die Chronik sagt,* die Bedrücker der Unterthanen damit, daß er sie an einem Pfluge spannen und ein Stück Land umackern ließ. Die Strafe war hart, aber nicht grausam, denn sie war gerecht und nach dem rohen Sinn der damaligen Zeiten am wirksamsten. Ludewig ließ ja im Grunde nur die Großen, die Mühseligkeiten des wichtigen, niedern Standes, auf eine kurze Zeit recht eindringlich fühlen. Dies Gefühl und die Empfindung eigner Demüthigung muste gewiß lebhaft wirken; so wie das Erniedrigende des thierischen Geschäfts, das sie verrichten musten, gewiß eine bittre Reue erweckte, in ihren Unterthanen den Mitmenschen so ganz verkannt, und sie, härter, wie Thiere behandelt zu haben.

Oder

Oder erwarb er sich den Beynamen des Eisernen, weil er meistens gewaffnet gieng? Wie viele Helden jener Zeiten könnten dann auf diesen, auch dann eben nicht mehr sonderlich bedeutenden, Zunamen Anspruch machen? Geneigter bin ich ihn für das doppelte Sinnbild, von Ludewigs festen Geist und persönlicher Tapferkeit gelten zu lassen. Von jenem habe ich euch eben den Beweis erzählt. Alle seine vorherigen freundschaftlichen Verbindungen mit seinen Großen hinderten ihn nicht, den graden, festen Gang der Gerechtigkeit zu gehen. Durch diese hat er sich einen Namen in der Geschichte des deutschen Reichs gemacht, mit dessen Oberhaupte er verschwägert war. Er focht für den Kaiser mit Glück in Italien; vertrat ihn bey den unruhigen Polen, denen er Gesetze vorschrieb, züchtigte in dessen Namen den damaligen Erzbischoff von Maynz, setzte ihn ab und einen seiner Freunde an dessen Stelle. Er war unter mehreren Fürsten die eine gleiche Absicht im Sinn hatten, der erste, welcher den mächtigsten deutschen Fürsten damaliger Zeit, Heinrich den Löwen, Herzog von Sachsen und Bayern, muthig angriff. Einst besuchte ihn sein Schwager Friedrich Rothbart auf einem seiner Schlösser, das dem Kaiser überaus wohl

gefiel und ihm nichts zu wünschen übrig ließ, als daß es besser möchte befestigt seyn. Ludewig versprach ihm, in drey Tagen eine Mauer um dasselbe zu zeigen, ließ sogleich seine Lehnleute in völliger Rüstung zusammenkommen, stellte sie am Morgen des dritten Tages, rings um sein Schloß und zeigte sie dem Kaiser, der diesen Kern tapfrer Krieger für die sicherste Mauer erkannte.

Schließet aus diesen wenigen Zügen, die ich hier nicht weiter ausmalen kann, auf Ludewigs Geist. Seine Gebeine liegen in unserm Reinhardsbrunn; deshalb nahmen wir doppelten Antheil an den Thaten dieses großen Fürsten. Mit Hochachtung erfüllt, giengen wir von seinem Bilde weg in die kleine Kirche, die an sich zwar unansehnlich, uns aber doch äußerst merkwürdig war, weil sie uns fast eben so lebhaft das Bild eines in seiner Art eben so großen Manns, vor Augen stellte. Hier hatte Luther gepredigt, (S. das II. Bändchen S. 216.) und unter Umständen, in einer Lage, nach Einsichten und mit einem Geiste, wie vor ihm und nach ihm wohl nie ein Geistlicher geredet haben mag. Das alles muß seinen Gedanken und Worten eine Kraft, ein Feuer und ein Leben gegeben

haben

haben, daß gewiß kein Zuhörer diese Stätte unerschüttert verließ. Rührte uns doch schon die bloße Erinnerung so sehr, was muß Empfindung selbst gewirkt haben? Es wurde in dieser Kirche zugleich das Denkmal eines fürstlichen Kunstfleißes aufbewahrt — das Modell vom zerstörten Grimmenstein (S. B. II. S. 136.) welches Herzog Johann Ernst selbst verfertigt hatte. Es war uns sehr werth; doch schwächte es größere Eindrücke, daher wünschte ich's aus dieser Kirche weg.

Voll von großen Bildern voriger Zeiten betraten wir das Zeughaus, das die feyerliche Täuschung unterhielt. Hier die Rüstungen der fürstlichen Helden, deren Bildnisse wir eben geschaut hatten — sie zu tragen, dazu gehörten außerordentliche Kräfte, sie dem Feinde unnütz zu machen, verlangte persönliche Tapferkeit. — Dort die Kleidung eines sächsischen Prinzen, von gemeinem Landtuche unsrer Bürger, geschmacklos, ohne Modeschnitt, aber dauerhaft und verwahrend gegen die Witterung. — Man sah in jenen Zeiten mehr aufs Nöthige, als Schöne, hielt das Geld, das man hatte, zusammen, da man jetzt für das, was man nicht hat, fremde Waaren borgt. — Dort Waffen aller Art, meistens unbequem und

unge-

ungeschickt zum Gebrauch, für uns, die wir durch den verfeinernden Erfindungsgeist verwöhnt worden sind, nicht eben für die damaligen Krieger. Da waren zwey mächtiggroße, geflammte Turnierschwerdte *), Harnische, von uns kaum zu heben, geschweige zu tragen, Helme, die uns allein schon niederdrückten, da wir sie aufsetzten, türkische Gewehre, welche uns an die Zeiten der Kreutzzüge erinnerten, wo blinde Religion, von der Vernunft nicht erleuchtet, die edelsten Menschen irre führte und sie ihre schönsten Kräfte zum Dienste der unbegränztesten Habsucht und arglistigsten Möncherey verschwenden ließ. Der Mord eines Türken führte nach damaligem Glauben näher zum Himmel, als eine Reihe der edelsten Handlungen im Vaterlande. Eine angenehme Ueberraschung war uns in einer Ecke dieses Zeughauses, der Anblick einiger Schanzkarren, Grabscheite und Hacken, Werkzeuge, die uns allzuwohl bekannt waren, da wir sie alle Morgen zur Anlage des neuen Gartens brauchten. Eine schätzbare Aufmunterung für uns war es, daß die hier befindlichen, zu einem ähnlichen Zweck, von fürstlichen Händen gebraucht worden.

*) Die Klinge war nicht gradlinicht, sondern schlängelte sich im Zickzack bis zur Spitze.

den. Außer manchen andern zur Vertheidigung nöthigen Dingen in diesem Zeughause, war daneben auch ein Pulverthurm, der uns aber nicht so sehr interessirte, als die Aufschrift, uicht weit davon: **Weisheit geht über Stärke.**

Sie bezog sich sehr schicklich auf einige Handmühlen, welche Herzog Ernst hier erfunden hatte, um in Ermangelung der Wassermühlen, Getraide mahlen zu können, denn bey Belagerungen konnte man vor dem Feinde, das Getraide nicht hinab in die Mühlen schicken; und so war diese Erfindung allerdings ein weises Mittel, einer Hungersnoth vorzubeugen, deren Wirkungen alle Macht der Stärke entkräftet haben würde.

Wir bestiegen jetzt einige Eingangsstufen des Seitengemäuers, and kamen durch finstre, winklichte Plätze zu — **Luthers** Wohnzimmer, während seiner Gefangenschaft auf der **Wartburg**. **Luther** gefangen? Im II. B. S. 122. erwähnte ich einer Gelegenheit, die uns unsre Reise weiterhin geben würde, euch noch mehr von **Luthern** zu erzählen. Hier finde ich eine sehr nahe Veranlassung euch mit einer sehr merkwürdigen Begebenheit, aus der Lebensgeschichte des großen Mannes bekannt zu machen.

Kaiser

Kaiser Carl V. hatte zu Worms die deutschen Fürsten versammlet, um sich mit ihnen über die wichtigsten Angelegenheiten des Reichs zu berathschlagen. Unter andern wurde auch beschlossen, Luthern vorzufordern, damit er sich wegen der unerhörten Kühnheit, mit der er bisher gehandelt hatte, verantworten möchte. Es geschah — und Luther folgte der Aufforderung seiner Obrigkeit mit eben dem Gehorsam, welchen er den päbstlichen Anmaßungen über seine Vernunft, vorher verweigert hatte — mit eben dem Muth, welcher hundert Jahre früher den Seldstdenker Huß nach Kostnitz in eine ähnliche Versammlung führte, der, wie Luthern sehr wohl bekannt war, dort verbrannt wurde. Doch fand er sich im Vertrauen auf Gottes Vorsehung, die Gerechtigkeit der Fürsten und seiner Sache zu Worms ein. Dem Oberhaupte des Reichs, war bey seinem Einzuge nicht eine solche, doch blos von Neugierde gereizte Volksmenge entgegen geströmt, als Luthern mit allen Merkmalen der Ehrerbietung und Bewunderung, vor den Thoren der Stadt empfieng. Alles war voller Erwartung, wie sich Luther vor der Versammlung der Fürsten nehmen würde. Er trat mit einem Anstande auf, den man bey der Heftigkeit, zu der er sich in der That oft durch seinen

allzu-

allzulebhaften Eifer für's Gute, verleiten ließ, so wenig als von der derben Sprache, die er nicht minder häufig, in der Entrüstung über alle das päbstliche Unwesen zu führen pflegte, erwartete. Noch weniger aber erwartete man von einem armen Mönche, ohne Macht und Gewalt, diese Standhaftigkeit, mit der er dem Eindringen der ganzen Reichsversammlung „seine neuen Meynungen zu widerrufen und der alten Lehre zu folgen" widerstand. Seine Antwort war:

„So lange ich nicht durch Zeugnisse der „heiligen Schrift oder durch klare und „helle Gründe und Ursachen überwiesen „werde, daß ich Irrthümer habe, so „kann und will ich nichts widerrufen, „weil es mir nicht erlaubt ist, wider „mein Gewissen zu handeln. Hier ste„he ich, ich kann nicht anders, Gott „helfe mir! Amen.

Man versuchte ihn durch Vorstellungen zu überreden, dann wieder durch Drohungen zu erschrecken. Vergebens! Luther blieb unabänderlich bey seinen Gesinnungen! Man entließ ihn also und hinderte ihn nicht, wieder abzureisen. So sehr auch einige eigennützige Anhänger des Pabsts es dahin zu brin-

gen gesucht hatten: „Luthern fest zu halten, ab„zustrafen und so mit einem Male allen Neuerun„gen ein Ende zu machen;“ So hielten es doch die meisten Fürsten und der Kaiser für unanständig gegen das gegebne, feyerliche Versprechen zu handeln. Denn es war ihm, bey der Einladung nach Worms, die Zusicherung gegeben worden, daß er während einer bestimmten Zeit, weder in Worms noch irgend einem andern Orte, die mindeste Gewaltthätigkeit zu besorgen haben sollte. Konnte man nun, während dieser Zeit Luthern unmittelbar nicht schaden; so waren doch die Feinde der gesunden Vernunft und folglich ihres Verfechters, äußerst geschäftig, alles zu seinem Verderben vorzubereiten. Der Pabst, äußerst aufgebracht, ließ durch seine Abgeordneten, die dringendsten Vorstellungen bey dem Kaiser und dem versammelten Fürsten thun. Der Kaiser gab dem Verlangen des Pabstes nicht sowohl aus Ueberzeugung von Luthers Unrecht, sondern aus Gefälligkeit, nach, um sich den Pabst zum Freunde zu erhalten, durch dessen Macht und Ansehn bey einigen großen Unternehmungen, die er vorhatte, unterstützt zu werden, ihm wichtiger war, als alle Rechte der Menschheit und Vernunft, als das

Glück oder Unglück eines armseligen Mönchs. Carl V. ließ also den 26. April 1521, mit Genehmigung der allermeisten versammelten Fürsten ein hartes Edickt gegen Luthern bekannt machen. In demselben ward er zu einem hartnäckigen Verbrecher gemacht und in den Bann gethan. D. h. er ward aller Rechte, die er als Unterthan des deutschen Reichs hatte, verlustig erklärt. Allen Fürsten wurde untersagt, ihn aufzunehmen, oder zu beschützen; jedermann aber aufgeboten, sich seiner Person zu bemächtigen, sobald die Zeit der Sicherheit, die man Luthern zugesagt hatte, verflossen seyn würde.

Luther war noch auf der Rückreise, da dies schreckliche Urtheil ihn wehrlos, gegen die Gewaltthätigkeiten des ersten elendesten Bubens, der ihn mißhandeln wollte, blos stellte. Als er vor dem Bergschloß Altenstein (2 Stunden von dem unglücklichen Salzungen, das den November 1786 größtentheils abbrannte) vorbeykam, sprengte plötzlich ein Haufen verlarvter Reuter aus dem dicken Wald, verjagte seine Begleiter, nahm ihn gefangen und brachte ihn auf die, etwa auch eine Meile davon liegende, Wartburg, wo ihm dasselbe Stübchen, in dem wir uns itzt befanden, zur Wohnung angewiesen wurde.

Vielleicht war Luther bey diesem Ueberfall eben so erschrocken, als ihr jetzt um sein Schicksal besorgt seyn werdet; aber denkt euch seine Freude, da er erfuhr, daß er in keines andern, als seines edeln Beschützers, des Churfürsten von Sachsen Gewalt sey. Dieser hatte diese scheinbare Gewaltthätigkeit, aus weiser Vorsorge selbst veranstaltet. Voller Besorgniß, Luther möchte in die Hände seiner Feinde fallen, beschloß er ihn so lange zu verbergen, bis er wieder ohne Gefahr sich zeigen dürfte. Um sich aber selbst keiner Verdrießlichkeiten auszusetzen, weil er Luthern gegen das kaiserliche Verbot, in Schutz nahm, ließ er Luthern durch Leute, deren Treue, Ergebenheit und Verschwiegenheit ihm bekannt war, die sich aber aus Vorsicht verlarven mußten, damit man auch von seinen Begleitern auf keine Weise erführe, wer sich seiner bemächtigt hätte, aufheben.

Diese Geschichte war uns weit interessanter als alle die Mahrchen vom Teufel und dem Dintenfasse, das ihm Luther an den Kopf geworfen haben soll, welche die Unverständigen glauben und erzählen. Eben so merkwürdig waren uns die Beschäftigungen, mit welchen Luther hier seine Zeit zubrachte, und unter denen ich euch nur die aller-

wich

wichtigste, begreiflich zu machen suchen will — ich meyne, den Anfang seiner Bibelübersetzung.

Sonst hatten nur die gesunde Vernunft und die Bibel, die Christen belehrt, wie sie gut und glücklich werden sollten und auf welche Weise Gott zu verehren sey. Aber die gesunde Vernunft (wie ihr euch aus dem II. B. erinnern werdet) war dem Pabst gar nicht gelegen und die Bibel noch weniger, weil diese Lehren vorträgt, deren Befolgung die Menschen noch vernünftiger macht, als sie schon ohne diesen Unterricht sind. Er verbot daher den Leuten in der Bibel zu lesen (welches ohnedem schon seine Schwierigkeiten hatte) verlangte aber, sie sollten nur ihm und seinen Aussprüchen, blindlings folgen, die eben so heilig, wahr und geltend, als die Aussprüche der Bibel wären.

Auf diese Weise konnten nun die Päbste ihre eigennützigen und herrschsüchtigen Absichten durch die unerlaubtesten Mittel ausführen. Sie beriefen sich bey allem, was sie thaten, auf die Bibel, die doch niemand lesen durfte, oder auf Wunder, die nie geschehen waren. Für jeden abergläubischen Gebrauch, womit sie den Verstand der Leute verfinsterten und in der Dummheit erhielten — für jede neue Lehre, womit sie die Religionswahrhei-

ten verunstalteten, wußten sie einen Grund in der Bibel zu finden, und die Leute mußten das so auf's Wort glauben, ohne untersuchen zu dürfen, welches auch die allerwenigsten konnten. Denn die hebräische und griechische Sprache, in welcher doch die verschiednen Schriften der Bibel zuerst niedergeschrieben waren, verstanden damals sehr wenige Menschen. Zwar hatte man auch, schon vor Luthers Zeit, eine lateinische und mehrere deutsche Uebersetzungen. Aber war die erstere schon sehr fehlerhaft gerathen; so mußten es natürlich, die aus dieser, wieder gemachten, deutschen Uebersezzungen noch weit mehr seyn; wozu noch außerdem eine große Unwissenheit der Uebersetzer in der lateinischen sowohl, als der Muttersprache und eine Ungeschicklichkeit zum Uebersetzen überhaupt, hinzukam. Wer konnte also aus so verworrenen, unrichtigen Uebersetzungen den Pabst seiner Betrügereyen und Irrthümer, die er vorsetzlich ausbreitete, überweisen? — Aber das war der Schaden nicht allein! Grade das, worauf sich Luther am meisten stützte, wußte der Pabst durch diese Vorkehrung, gegen ihn zu gebrauchen. Der Pabst behauptete, Luthers Neuerungen hätten gar keinen Grund in der Bibel. Seine Lehren rührten von ihm ganz

allein

allein her, stünden nirgends in der Schrift, ja wären den Vorschriften derselben ganz entgegen. Denkt, welch' eine List, die um so wirksamer war, da niemand auf den wahren Grund kommen konnte, als wer Hebräisch oder Griechisch verstand.

Da entschloß sich Luther kurz, theils zu seiner eignen Rechtfertigung, theils um die schändlichen Betrügereyen der Päbste beurkunden, überhaupt zur Belehrung und Erleuchtung der ganzen Christenheit, die Bibel zu übersetzen. Was ihn hierzu überaus geschickt machte, war 1) seine tiefe Einsicht in die morgenländischen Sprachen, 2) die außerordentliche Stärke, mit der er seine Muttersprache in seiner Gewalt hatte. 3) Die Redlichkeit seines Charakters, die dafür Bürge war, daß er nicht vorsätzlich dem Sinn verdrehen und 4) endlich seine Verhältnisse gegen den Pabst, nach denen man schon vermuthen konnte, daß er nicht dessen Wünschen gemäß, sondern der Wahrheit treu übersetzen würde!

Hier in diesem Zimmer, worinn wir uns jetzt befanden, fieng er dieses so mühsame, als schwere und wichtige Unternehmen mit der Uebersetzung des neuen Testaments, als des für Christen wichtigsten Bibeltheils an. Das Jahr drauf konnte diese Uebersez-

bersetzung schon gedruckt und nun von vielen Tausenden gebraucht werden, die mit eignen Augen sehen, ihre Religion vernünftig prüfen und untersuchen wollten. Welch ein Erstaunen, welches Aufsehen verbreitete dieses Buch in ganz Deutschland und bald in ganz Europa! denn schnell folgten dieser reinen, treuen, fließenden, sprachrichtigen Uebersetzung, mehrere in andern Sprachen nach. Die Wahrheit, die Religion und Luther waren jetzt mit einem Male gerechtfertigt. Wer nur Gefühl für Wahrheit hatte, konnte sich selbst überzeugen, daß Luther die Wahrheit verfocht und der Pabst unterdrückte. Der Erfolg einer solchen Ueberzeugung konnte nicht zweifelhaft seyn. Die Wahrheitsliebenden rissen mit Gewalt die Binde der Dummheit von ihren Augen, zerbrachen das päbstliche Joch des Aberglaubens, das bisher so schwer gedrückt hatte, und noch jetzt fühlen wir Protestanten uns so glücklich bey dem hellern Licht, das unsere Vernunft leitet, und hauptsächlich durch die so verdienstliche Bibelübersetzung Luthers so schnell verbreitet ward.

Wenn ihr euch diese überaus wichtigen Begebenheiten mit dem Orte unsers Aufenthalts in Verbindung denkt; so werdet ihr begreifen, wie wir

in

in einem kleinen, finstern, sonst unansehnlichen Gemach, doch eine ziemliche Weile, auf's lebhafteste unterhalten, zubringen konnten. Unsere Einbildungskraft war sehr geschäftig, mancherley Bilder des großen Mannes zu entwerfen, zu deren Ausmalung uns seine Geschichte hinlängliche Farben gab.

Aber auch für unsre Empfindung war es ein herrliches Fest, aus den Fenstern dieser Burg, die umliegende Gegend anzuschauen, und uns an den romantischen Aussichten, besonders nach der thüringer Waldseite hin zu vergnügen. Der schnelle Wechsel von hellem Sonnenlicht und dunkeln Wolkenschatten, erweiterte und verengte bald den Gesichtskreis, gab erst dem langen unfruchtbaren Bergrücken vor uns, ein milderes Ansehn und hüllte ihn plötzlich in ein noch rauheres Gewand — warf erst ganze, lange Lichtstreifen über das Dunkelgrün der Nadelwälder zur Rechten und malte plötzlich wieder eine schwarzblaue Decke über sie hin. Bey günstigem Sonnenblick konnten wir durch ein Thal hin, das Schloß Wachsenburg bey Erfurt sehen; aber Schnepfenthal blieb hinter Bergen versteckt. Zur Linken konnten wir das ganze Hainicht, über das wir hergekommen waren, überse-

hen. Hinter uns ein großes Thal lebhaft durch Dörfer und Gewässer!

Wir konnten uns nicht losreißen von diesen Wundern der Natur, die ich euch nicht beschreiben kann, da ich sie nicht mehr empfinde, nur noch blos dunkel, durch eine jährige Erinnerung mir vorstellen kann. Und damals genoß ich zu sehr, als daß ich an's Beschreiben hätte denken können. Die Nacht überfiel uns weit früher, als wir wünschten! Wir mußten eilen, um wieder nach Eisenach zu kommen. Wir wurden dahin, vom jetzigen Archivarius der Wartenburg, Hr. Landkammerrath Thon, den wir in der Gaststube anzutreffen, das Vergnügen hatten, begleitet. In unserm Gasthofe suchten wir, ziemlich ermüdet, sehr bald die Ruhe, doch nicht eher, bis ein Jedes, die merkwürdigsten seiner heutigen Erfahrungen aufgezeichnet hatte. Sonst wären wir ja nur blos neugierige Reisende gewesen, die nur für den gegenwärtigen Augenblick Unterhaltung, nicht aber merkwürdige Belehrungen zur Befriedigung der Wißbegierde, in künftigen Fällen, wo die bloße Erinnerung allein, oft betrügen würde, zu sammeln gesucht hätten.

Auch etwas für Mädchen.

Wißbegierige Mädchen lesen diese Beschreibungen unsrer kleinen Reisen wohl auch; aber manche werden doch nicht damit zufrieden seyn, daß nur immer von Knaben und von allerley Gegenständen, nur nicht von weiblichen, die Rede ist? das konnte aber nicht wohl anders seyn, da nur lauter Mannspersonen und Knaben die Reise machteu. Wenn ich aber wüste, daß ihr ähnliche Nachrichten gern läset, in welchen besonders recht viel von weiblichen Dingen vorkäme; so entschlösse ich mich wohl euch auch eine Beschreibung von den kleinen Reisen, die ich mit meinen weiblichen Zöglingen von Zeit zu Zeit anstelle, aufzusetzen. Wenn ihr dies wünschet; so dürft ihr euch nur an den Verleger dieses Büchleins wenden, der euch schon so manche Freude durch die vielen nützlichen Schriften, die er für euch drucken läßt, gemacht hat. Für jetzt nur 2 Worte für euch von unsrer diesmaligen Reise!

Den andern Morgen (den 8ten Oktober) besuchten wir unsern braven Freund Thon und dessen Gattinn. Kleidung und Putz ist euch Frauenzimmern immer das Wichtigste, also muß ich euch

sagen, daß wir sie in einem sehr simpeln Anzug antrafen. Ob er nach der Mode war, weiß ich nicht; aber sehr natürlich fanden wir ihn alle, denn er verunstaltete nirgends ihre Bildung. Eine eben so merkwürdige Erscheinung an einem Frauenzimmer in der Stadt, war uns die Tracht ihrer Haare. Keine angeklebten Figuren, die auf einer Drechselbank gedrehet, und in der Radstube einer Mühle, wieder bestaubt zu seyn schienen — kein unreinliches Gewirre, in dem sich so oft Kopfweh und Unmuth erzeugt — keine Stacheln, die da eine Ordnung erhalten sollen, wo wahrhaftig die Natur eine solche nicht verlangte. — Nicht wahr, nun habe ich's schon bey euch verdorben, daß ich so spreche? — Aber ist es denn nicht so? — Ich sage ja drum nichts auf euch. Ein jeder hat seine eigne Liebhabereyen; und die muß man einem jeden lassen. Wir in Schnepfenthal haben nun diese, daß wir so viel wie möglich, bey allem gern auf Natur, Reinlichkeit, Bequemlichkeit und Zeitersparniß sehen, folglich auch bey unsern Haaren. Daher gefiel uns der Haarputz der Madam Thon überaus, weil sie auf die nämlichen Gesetze dabey Rücksicht genommen zu haben schien. Ihr Haar war schwarzbraun, das sahen wir wirklich. Bey hundert

dert andern Köpfen hätten wir drauf rathen müssen. Auch Haare haben ihre Schönheiten, und es würde für einen Beobachter in einer großen Gesellschaft ein Vergnügen mehr seyn, die verschiednen Abstufungen der Haarfarben zu bemerken, wenn der Puder nicht alles gleich machte. Die Natur läßt die Haare vom Scheitelpunkt aus überall gleichförmig hinlaufen, und sich flach an der schönen, ovalen Figur des Kopfs anschmiegen — die Schläfen bekränzt sie mit wallenden Locken, die auf den Schultern ruhen — den Nacken zu schmücken, läßt sie längeres Haar in Wellenlinien herabfließen! Grade so hatte auch Madam Thon ihr Haar geordnet, und nicht mehr Beyhülfen der Kunst gegeben, als zur Erhaltung dieser Ordnung nothwendig war. Aber ich komme in's Plauderhafte — ich halte mich bey Kleinigkeiten auf — ich vergesse ganz, daß ich zu Mädchen rede.

Ihr Mädchen scheint das so vor den Knaben voraus zu haben, daß ihr den Putz liebt, und zwar nicht deswegen, weil ihr euch etwa einbildet, daß euch der Putz schöner mache; sondern weil ihr so viel auf Geschmack, Reinlichkeit und Ordnung haltet, welche die Grundlagen alles Putzes sind, — oder doch seyn sollten! In diesem Verstande waren die Wohnzimmer der Madam Th. überaus artig

auf-

aufgeputzt. „Das war ja sehr natürlich zu erwarten!“ Werdet ihr sagen? — Aber hätte ich damals vorausgesehen, daß ich euch ein eignes Kapitel in diesen Reisen widmen würde; so hätte ich sie gewiß gefragt, woher es demohnerachtet komme, daß diese so natürliche Erwartung durch so viele Frauenzimmer getäuscht werde? — So würde ich sie auch, um eine Erklärung einiger kleinen Maschinen, zur Erleichterung weiblicher Arbeiten, die wir bey ihr sahen, gebeten haben, um sie euch wieder zu beschreiben. — Aber das alles muß ich übergehen, und euch für eine andre Gelegenheit aufheben. Nur eine Zierde dieser Zimmer führe ich an, die uns vor allen wohlgefiel. Zeichnungen von Mad. Th. selbst verfertigt. —

Zu diesen hatte eine sehr beyfallswürdige Anstalt, die Veranlassung gegeben. Es ist in Eisenach durch die Vorsorge des vortreflichen Herzogs von Weimar, eine öffentliche Zeichenakademie, für die dasigen Frauenzimmer errichtet worden. Der Unterricht wird von einem dasigen angestellten Lehrer zu gewissen, bestimmten Stunden, in der Woche, in einigen Zimmern des so genannten Fürstenhauses, eines herrschaftlichen Schlosses, ertheilt. Wir bedauerten, daß wir grade an einem Tage uns

hier

hier befanden, wo keine Lektionen gegeben wurden. Indessen reitzte uns doch diese Nachricht, wenigstens die Zimmer, in welchen sich die Damen versammlen und bey der Gelegenheit, das Innre dieses Schlosses überhaupt zu sehen. Wir begaben uns also dahin, und fanden, außer den gewöhnlichen Vorzügen der fürstlichen Palläste, die für die Zeichenakademie bestimmten Zimmer sehr zweckmässig eingerichtet. Die Menge der bequemen Sitze und Zeichenpulte und mehrere aufgehängte Zeichnungen bewiesen, daß die Damen in Eisenach, diese bequeme Gelegenheit, in einer der ädelsten und besonders auch für Frauenzimmer nützlichsten Künste, weiter zu kommen, sehr gut zu benutzen wußten.

Wir wurden hiervon noch mehr überzeugt, da wir den Mittag bey Hr. Kaufmann Bohr zubrachten, der uns sehr freundschaftlich eingeladen hatte. Madam B. hatte ebenfalls die Zeichenakademie fleißig besucht und es schon sehr weit gebracht. Sie zeigte uns unter andern, ein überaus schönes Gemälde, ein reitzendes Frauenzimmer mit der Leyer in der Hand und die Musik vorstellend, welches sie selbst mit bewundernswürdiger Kunst auf Elfenbein gemalt hatte. Dieses Meisterwerk und mehrere

Gegen-

Gegenstände der Kunst zeugten auch hier vom seltnen Geschmack der Besitzerinn.

Und soviel für euch ihr Mädchen. Ich versprach euch nur zwey Worte und habe euch mehr als zwey Seiten gegeben, aus denen ihr wenigstens soviel ersehen könnt, daß auf kleinen Reisen und besonders solchen, wo blos Frauenzimmer reisen, auch Gegenstände vorkommen, worüber sich, wenn man mehrere Zeit, größern Raum und auch die besondre Absicht hat, recht viel sagen ließe, was auch Mädchen und besonders Mädchen, recht angenehm und nützlich seyn würde.

Rückkehr nach Schnepfenthal.

Glaubet nicht, daß Eisenach ein so unbeträchtlicher Ort sey, von dem sich gar nichts Merkwürdiges sagen lasse. Grade das Gegentheil! Hätten wir nur noch Zeit übrig gehabt! Aber der Tag unsers Dortseyns, war der letzte unsrer Reise. Den größten Theil desselben brachten wir in Gesellschaft lieber Freunde, besonders Hrn. Bohrs und seiner

lieben

lieben Kinder zu. Ungern trennten wir uns von diesen, aber wir mußten; es war schon um 4 Uhr Nachmittags, und doch hatten wir uns fest vorgenommen, Schnepfenthal heute noch zu erreichen, welches doch an 5 gute Stunden von Eisenach entfernt ist. Wir sahen voraus, daß wir eine ziemliche Strecke in die Nacht hinein würden marschieren müssen, und versahen uns deshalb insgesammt mit Pechfackeln, da der Mond nicht schien und überdem die Witterung trübe war. Die Fackeln wurden in die Chaise gelegt, alles, auch die, für unsre Schnepfenthaler Freunde bestimmten, Geschenke, eingepackt und so verließen wir Eisenach, halb froh, halb traurig.

Traurig, weil nun die ganze Reiselust ihre Endschaft erreichen sollte, — weil nun wieder viele Tage hingiengen, ohne daß wir Gelegenheit hatten, so viele und gute Menschen, so mancherley Künste und Kunstwerke, so verschiedne nützliche Anstalten und Einrichtungen, so abwechselnde Gegenden, Dörfer und Städte, aus eigner Erfahrung kennen zu lernen!

Froh — weil wir alle gesund und munter diese Reise beendigt hatten, auf derselben um gar vieles klüger und durch viele Beyspiele für's Gute

noch

noch mehr eingenommen worden waren — weil wir bey alle dem doch eine große Sehnsucht nach unsern, in Sch. zurückgelassenen Lieben, empfanden — weil wir uns schon ihre Freude vorstellten, wenn sie uns wiedersehen, unsre Erzählungen anhören, unsre kleinen Gaben annehmen und daraus erkennen würden, daß wir auch, wenn sie nicht da waren, doch an sied achten und ihnen Vergnügen zu machen suchten.

Ueber die immer mehr zunehmende Dunkelheit klagte kein Mensch, bezeigte auch niemand Furcht, vielmehr war der allgemeine Wunsch, daß es doch nur recht stockfinster werden möchte, damit wir nur recht bald die Fürstenlust haben, und unsere Fackeln anzünden könnten. Doch bemerkten wir bey dem Dorfe Schönau, wohin uns gar bald die Chaussee von Eisenach führte, das Eigne, daß kein Haus neben dem andern stand und jeder Besitzer desselben, gleich dicht daran seinen Hof, Garten und Feld hatte

Hinter Schönau gieng's an's Erzählen, so daß uns die Zeit im mindesten nicht iang wurde. Ehe wir's uns versahen waren wir in Settelstädt. Hier machten wir Halt, um ein wenig zu ruhen und uns zu erquicken. An allerley Unterhaltung fehlte

fehlte es nicht. — Da waren z. B. Fuhrleute aus Holland, die von der Leipziger Messe kamen — lustige Ueberschriften über der Thüre der Wirthsstube und außerdem gab's noch manchen Spaß unter uns. Und das war sehr gut, daß wir recht lustig wurden; denn nun vereinigte sich mancherley unsern Marsch beschwerlich, zu machen. Beschwerden aber ertragen und zu überwinden, sind die einzigen Mittel, Geduld, Klugheit und froher Muth. Bis nach Settelstädt war doch noch Dämmerung, jetzt aber, da wir aufbrachen, völlige Finsterniß. Vorher gebahnte, breite Straße, auf ebnem Boden; jetzt aber hörte die Chaussee auf. Die Fahrstraße traf unser Fuhrmann zwar, der vorausfuhr, aber da sie äußerst kothig war; so durchkreutzten wir sie immer bald rechts, bald links, um bessern Weg zu finden, welches uns nicht nur an sich sehr aufhielt, sondern oft neue Beschwerden verursachte. Daher entschlossen wir uns nicht von der Fahrstraße zu weichen. Die Zöglinge wurden, um desto besser auf sie acht geben zu können, unter die Erwachsnen vertheilt, welche sie denn dicht neben sich gehen ließen. Von unsern Fackeln konnten wir gar keinen Gebrauch mehr machen, weil sie der Sturm und Regen auslöschten. — Was war zu thun? —

Die Vorstellung von dem Vergnügen, heute noch in Schnepfenthal zu seyn, und unsern Plan mit Festigkeit ausgeführt zu haben, war weit stärker, als die Empfindung unsers gegenwärtigen Ungemachs. — Wir wadeten durch Morast und Sumpf, stolperten über manchen Stein und lachten dazu, sangen schöne Lieder und plauderten über die verlebten acht Tage.

Endlich langten wir in **Waltershausen** an, von welcher Stadt Schnepfenthal nur noch eine halbe Stunde entfernt ist. Da war auf einmal alles Ungemach vergessen! Alle Müdigkeit schien verschwunden zu seyn, der Muth verdoppelte sich und neues Leben beseelte die ganze Reisegesellschaft. Auch hatte sich der Wind gelegt und einige Sterne blinkten durch die Wolken. Wir hofften daher jetzt noch unsre Fackeln brauchen zu können, zündeten sie in **Waltershausen** an, und es glückte nns, wenn auch einmal ein Windstoß einige auslöschte, doch immer mit den andern sie wieder anzuzünden. So zogen wir fort und — plötzlich! — ein allgemeines Freudengeschrey! — Wir sahen unser Wohnhaus, dessen sämtliche Fenster durch die Vorsorge unsrer zurückgebliebnen Freunde mit vielen Lichtern erleuchtet waren. Wir jauchzten, sangen und

spran-

sprangen und zogen unter Absingung des Liedes:

Jung frölich und heiter
Hüpf' ich in's Feld.
Und was dann nun weiter?
Ich hüpf' in die Welt!
Mit Kümmern und Sorgen
Ist wenig gethan;
Der ist mir geborgen,
Der hüpfen nur kann.

über die Wiese, die vor unsrem Hause liegt unter Schwingung der Fackeln hin, in die Arme unsrer Freunde. Wohl der Reiselust — aber des Herzens und Küssens, und Fragens, und Erzählens war diesen Abend kein Ende.

Moralischer Denkstein.

Mit der Beschreibung unsrer Reise wäre ich nun zu Ende; aber ich habe noch etwas sehr wichtiges auf dem Herzen. Daß ihr durch Lesung dieses Büchelchens mit mancherley nützlichen Kenntnissen bereichert worden seyd, werdet ihr wohl jetzt finden.

So viel dieser Reichthum werth ist; so giebt es doch einen weit größern Schatz — edle Gesinnungen! Auch von diesen werdet ihr in in diesem Büchelchen mancherley Beyspiele gefunden haben. Doch sind sie so einzeln zerstreut und wechseln so bald wieder mit andern Merkwürdigkeiten ab, daß ich besorge, sie möchten zwar rechte gute, aber nur keine rechte dauerhafte Eindrücke auf euch gemacht haben. Wenn ich euch nun am Ende das Bild eines Mannes vom edelsten Charakter, der euch ohnedem schon als eine Hauptperson, in dieser Reise bekannt geworden ist, aufstellte; so sollte ich denken: 1) da es das Letzte und vielleicht Beste ist, was euch diese Beschreibung mittheilt; so wird auch die Vorstellung davon am längsten und tiefsten in eurer Seele haften bleiben.

2) Da dies Bild nichts als edle Züge enthält; so wird es euch besonders reitzen, dem Original durch edle Gesinnungen recht ähnlich zu werden.

Aus dieser Absicht habe ich in der Beschreibung unsrer Reise, von einem gewissen Manne, von dem sich so viel Gutes sagen ließe, gar wenig gesagt, um hier an diesem Orte und auf eine solche Art von ihm zu reden, die seiner am würdigsten und für euch die nützlichste wäre. Dieser Mann

ist niemand anders, als der würdige Magister Kranichfeld.

Denkt euch einen 68jährigen Mann, von ansehnlicher Größe, völlig gesunden und muntern Körperbau, frey von allen gewöhnlichen körperlichen Schwachheiten eines solchen Alters — seine Gesichtsfarbe frisch, seine Züge noch voll und rund. Seine Amtsgeschäfte, die ihm als Prediger obliegen, verrichtet er alle ununterbrochen selbst, scheut außerdem weder Bewegung noch Luft. Ihr wisset, daß er uns an einem kalten, neblichten Herbstmorgen, (wie viele rüstige, aber verzärtelte Jünglinge hätten da das Freye gescheuet!) eine gute Stunde weit begleitete. Einen so starken und gesunden Körper hatte er sich, bis in sein hohes Alter, durch Mäßigkeit, körperliche Uebungen und Unterlassung alles dessen, was ihn hätte schwächen können, erhalten!

So ist ein gesundes Alter der Lohn einer mäßigen Jugend!

So ungewöhnlich wirksam für ein solches Alter, seine körperlichen Kräfte sind; eben so außerordent-

lich ist die Thätigkeit seines Geistes. Er ist unermüdet als Denker, mit Lesen, Schreiben oder Studieren beschäftigt. Er nimmt an allem Merkwürdigen, was nah und fern außer ihm vorgehet, lebhaften Antheil. Nichts ist ihm wichtiger, als neu entdeckte Wahrheiten zu prüfen, und schon bekannte, durch neue Belehrungen und Aufklärungen sich immer deutlicher zu machen. So mancher Jüngling voll Dünkel glaubt schon gelehrt genug zu seyn: und dieser Alte macht noch den eifrigen Schüler, in Jahren, wo ein jeder sich berechtigt halten würde, auszuruhen, — er, der durch seine ausgebreiteten Kenntnisse und langen Erfahrungen sich würdig gemacht hat, einer der ersten Lehrer zu seyn. In der That hat er sich durch Lehre und Rath nicht nur um so viele seiner Freunde, sondern auch um die Wissenschaften selbst, durch manche Aufklärungen, zwar ganz im Stillen, aber nichts desto minder, sehr verdient gemacht. Sein ungemeiner Scharfsinn, mit dem er sogleich nicht nur Mängel entdeckte, sondern eben so schnell auch die besten Mittel erfand, ihnen abzuhelfen, machte ihn seinen gelehrten Freunden besonders sehr werth; und er hat auch durch beträchtlichen Antheil an mancher merkwüedigen Druckschrift und nützlichen gelehrten

Anstalt,

Anstalt, für das größere, ihn nicht kennende Publikum, wichtige Verdienste. Dies gilt besonders von seinen früheren Jahren, aber auch großentheils noch itzt, da er unablässig durch eigenhändige Führung seiner Correspondenz, auf die Belehrung vieler noch fortwirkt. — Dabey entgeht ihm keine, für den Denker, und besonders für den denkenden Religionsforscher wichtige Schrift. Er hat keine blinde Anhänglichkeit an's Alte (wie das sonst wohl bejahrten Leuten eigen ist) vielmehr lieset er grade deshalb, mit ungeschwächten Gesicht und ohne irgend ein Glas, merkwürdige, neue Schriften und die besten gelehrten Zeitschriften, um sich eines bessern Neuen überzeugen zu lassen, wenn seine bisherige alte Meynung irrig war. — Auf jede Predigt (ungern und höchst selten läßt er für sich predigen) bereitet er sich durch sorgfältiges Nachdenken über das, was er lehren will, vor, schreibt das Wichtigste vorher nieder, ohne deshalb seine Predigt abzulesen. Wie viele, die so lange im Amte standen und so viele Jahre über die nämlichen Materien geredet hatten, würden dies für unnöthig, oder zu beschwerlich halten, würden ihre alten Predigten wieder halten und damit genug gethan zu haben glauben. — Ihm aber ist dies vielmehr

mehr eine sehr erwünschte Gelegenheit, über Wahrheiten, die ihm längst bekannt sind, doch immer wieder von neuem nachzudenken, und so immer in diesen alten Wahrheiten, noch eine neue Lehre zu finden, die er seinen Zuhörern an's Herz legen kann. Daher ist aber auch alles ganz Ohr und Herz, wenn er auf der Kanzel steht. Eben so belehrend und unterhaltend ist sein thätiger Geist im Privatumgange. Nicht einen Augenblick hat man in seiner Gesellschaft Langeweile. Seine vertraute Bekanntschaft mit den Wissenschaften, mit den denkwürdigsten, oft gar nicht bekannten Vorfällen in der Geschichte aller Zeiten und dem Leben großer Männer, besonders gelehrter Männer, und sein eignes langes, lehr- und erfahrungsreiches Leben machen ihn unerschöpflich in Mittheilung der angenehmsten, belehrendsten und oft sonderbarsten Nachrichten, die er für alt und jung so lebhaft und mit so vortreflichpassenden, eingestreuten Bemerkungen zu erzählen weiß, daß man ihm mit größtem Vergnügen zuhört; wozu dann noch kömmt, daß sein ehrwürdiges Alter, allem was er sagt, einen gewissen Eindruck verschafft, daß er nie schweigt, ohne in allen Hochachtung und den Wunsch erweckt zu haben,

doch

doch auch so ein glückliches und andre so beglückendes Alter erreichen zu können!

Wenn ihr das, meine Lieben, auch wünschet; so folget nur diesem würdigen Vorgänger, auf seinem Wege nach und ihr werdet ein ähnliches Ziel erreichen!

Seyd so thätig wie er, euern Geist zu üben und zu bilden! Liebt so eifrig die Wahrheit und forscht so gewissenhaft nach ihrer Erkenntniß! Bleibt aber nicht nach einigen kleinen Schritten schon stehen, sondern seyd unermüdet im Fortschreiten! dann werdet ihr eben so nahe dem Ziele kommen, eben so herrliche Früchte eurer Bemühungen, zu eurem und andrer Besten bis in's späteste Alter erndten.

Die edelsten Züge in dem Charakter unsers verehrungswürdigsten Magisters sind unstreitig die vortreflichen Gesinnungen und Grundsätze, nach welchen er unabänderlich handelt. Ihr werdet schon einige seiner nachahmungswerthen Tugenden bemerkt

merkt haben — seine Mässigkeit in der Jugend — der er dieses gesunde, fröliche Alter verdankt — seine Bescheidenheit, mit der er sich nicht das Mindeste auf seine Verdienste zu gute that, nie damit pralte, wohl oft sie so verbarg, daß sie seine Bekannte, auf's angenehmste getäuscht, erst spät entdeckten — mit der er sie immer für kleiner hielt, als sie waren und daher unablässig zu vermehren suchte — mit der er den Werth andrer zu erhöhen bemühet war, ohne jemals den seinigen geltend machen zu wollen — seine ungemeine Gefälligkeit, mit der er dient, wo er kann, es gelte seinen Kopf, sein Herz oder seinen Beutel — die er ohne Ansehen der Person zeigt, gegen den Reichen so gut wie gegen den Armen, gegen den Angesehenen so gut, wie gegen den gemeinen Mann, gegen den Unwissenden so gut, wie gegen den Gelehrten. Noch jetzt ist ihm keine Untersuchung, keine Nachforschung zu mühsam, wenn er dadurch die Arbeit eines seiner gelehrten Freunde, erleichtern oder berichtigen kann. Auch ich muß bey der Ausarbeitung dieser Reisebeschreibung sehr dankbar seinen Beystand rühmen — seine Arbeitsamkeit, die in der That für ein solches Alter bewundernswerth ist, gewiß viel dazu beyträgt, daß man nichts

vom

vom gewöhnlichen mürrischen Charakter alter Leute, die sich nicht mehr beschäftigen können, an ihm bemerkt und die schätzbaren, gesegneten Folgen an ihm recht sichtbar zeigt, wenn man in der Jugend den Müßiggang gehaßt und beständige zweckmäßige Geschäftigkeit zu seinem Bedürfniß gemacht hat — seine Gewissenhaftigkeit in der Amtsführung, mit der er sich nicht begnügt, nur so mechanisch zu thun, was sein Beruf fordert; sondern mit Nachdenken und Ernst auch in seinem hohen Alter noch darauf sinnt, was er thut, auf's zweckmäßigste und beste zu thun. So erfand er vor kurzem noch zur Zeit der Hundstage, wo die große Hitze es oft den Leuten schwer macht, anhaltend in der Kirche aufmerksam zu seyn, ein Mittel, ihre Achtsamkeit zu fesseln — seine Geselligkeit, mit der er so ganz für die Freuden der Gesellschaft gestimmt ist, nur alles um sich froh zu sehen wünscht, jedem eine Unterhaltung zu verschaffen sucht und an allen unschuldigen Vergnügungen lebhaften Antheil nimmt. So sah ich ihn noch vor kurzem in einem Privatconcer die Violine ergreifen, und Musik, die er noch nie gesehen, so fertig, so richtig, mit so vielem Geschmacke vom Blatte wegspielen, daß die Empfindung der ganzen Gesellschaft nur eine einzige — angenehme Verwundrung war — seine Gastfreyheit, mit der er eine so starke Gesellschaft, wie

die

die unsrige war, aufnahm, und ohnerachtet unsrer Weigerung mit so herzlichem Wohlmeynen in uns drang, daß wir nicht widerstehen konnten. — Alle diese vorstechenden Züge seines Charakters habt ihr schon aus dem, was ich vorher von ihm sagte, mit Bewunderung bemerken können, ehe ich sie selbst noch nannte? Noch sollt ihr ein Paar seiner größten Tugenden kennen lernen, die gewiß eure Hochachtung für diesen würdigen Mann ungemein vergrößern werden. Vor allem nenne ich euch seine ungemeine Liebe nicht nur zu seinen eignen Kindern und Kindeskindern, sondern überhaupt zu aller wohlgearteten Jugend — Solltet ihr unsre Zöglinge sprechen können, die würden euch davon sehr viel zu erzählen wissen; ich führe euch nur zum Beweise an, daß er aus großer Kinderliebe, alle die Unbequemlichkeiten, welche 7 muntre Knaben einem alten, der Stille gewohnten Manne, verursachen musten, nicht nur duldete, sondern auch die großmüthigste Nachsicht damit hatte; 2) daß er, da sein Schwiegersohn, der selige Prof. Ausfeld zu Jena starb, sogleich seine verwittwete, verlaßne Tochter mit ihren vier unmündigen Kindern, zu sich nahm, ob er gleich selbst nichts weniger als reich ist, sondern nur selbst ein spärliches Auskommen hat. „Ich würde mir

viel-

„vielleicht, sagt er, ausserdem noch manches gute „Buch haben anschaffen können, wozu ich jetzt „nichts mehr übrig habe; aber was ist doch alle „Freude, die ein todtes Buch giebt, gegen die Freu„de, sein Kind ohne Sorgen und sich in seinen En„keln noch einmal wieder aufblühen zu sehen!“ — seine außerordentliche Dankbarkeit, die in ihren Aeußerungen keine Grenzen kennt. Nur einen Zug! Wir durften nicht einmal unsre Beschämung und Verlegenheit äußern, wenn der biedre Mann sich es allzusehr angelegen seyn ließ, für unser und unsrer Zöglinge Wohlseyn bey ihm, zu sorgen. Wollten wir davon etwas erwähnen, so rief er gleich: „Schweigen sie, schweigen sie, rechnen sie „doch nur für jede Lektion, die sie unserm Wil„helm (sein 5ter Enkel, und unser Zögling, wie „ihr euch aus dem II. B. entsinnen werdet) geben „1 gl.; so bin ich noch lange, lange ihr Schuld„ner!“ Was konnten wir thun, als bewundern und schweigen? Was aber nun allen seinen Verdiensten die Krone aufsetzt, das ist: die unwandelbare Redlichkeit, mit der er nie von dem was gut und recht ist, abwich. Nur zwey merkwürdige Geschichten aus seinem Leben, die euch davon überzeugen mögen: die Freundinn einer in Langensalza wohnenden Bürgersfrau, die

schon-

schon viele Jahre abwesend, an einem fernen Orte gelebt hatte, schrieb derselben: „sie möchte doch ei„nige Bücherkisten, die sie ihr zur Aufbewahrung „hinterlassen, öffnen, und die darinn befindlichen „Bücher, ehe sie verdürben, dem ersten besten, der „sie haben wollte, für jeden Preis, überlassen." Die Bürgersfrau wendete sich dieserhalb an den Mag. R. und bot ihm die Bücher an. Er gieng zu ihr um die Bücher zu sehen. Das erste was er zur Hand nahm war von Werth. Er versprach's zu behalten und bot einen mäßigen Preis, mit dem die Bürgersfrau herzlich wohl zufrieden war. Das zweyte Buch war ein eben so schätzbares Werk; auch dies dachte er zu behalten. Nicht nur das dritte, sondern alle folgenden waren von gleicher Art. Kurz er sah am Ende, daß dies eine auserlesene Sammlung der kostbarsten, seltensten und theuersten Werke sey. — Was würden viele nach einer solchen Entdeckung gethan haben? Nicht wahr, sie hätten eine unbeschreibliche Freude empfunden, einen solchen herrlichen Fund um einen so leichten Preis gethan zu haben? — Nicht so unser M. — Seine Gewissenhaftigkeit erlaubte ihm nicht, von der Unwissenheit andrer einen Vortheil zu ziehen, den gewiß auch manche Rechtschafne, dem ersten Anscheine nach, wohl für erlaubt gehalten haben

würden. — Er entdeckte der Bürgerfrau alles, gab alle Bücher, die er behalten wollte, wieder zurück und war ihr obendrein behülflich, sie um eine ansehnliche Summe zu verkaufen, die sie nun ihrer Freundinn zuschicken konnte. — Erst war unser M. Prediger auf dem Lande. Da er nun in die Stadt berufen wurde, verkaufte er sein Vieh und landwirthschaftliches Geräthe. Die daraus gelösete Summe vertraute er einem Kaufmanne an, als Darlehn, womit diesem ein wichtiger Dienst geschah. Nach einigen Jahren wurde die Obrigkeit aus verschiednen Gründen veranlaßt, den Werth des Geldes im Lande um ein Drittheil herabzusezzen, und dabey zu verordnen, daß Schuldner ihren Glaubigern auch nur 2 Drittel der Schuld wieder zu bezahlen brauchten. Wer also 300 Thl. verborgt hatte, bekam nur 200 Thl. wieder. Wie diese Verordnung bekannt wurde, kam sogleich der Kaufmann zu dem Hrn. M. und sagte ihm: „er „sey noch viel zu dankbar für das Vertrauen, das „der M. damals in ihm gesetzt, indem er ihm sein „Geld anvertraute — unmöglich könne er es zugeben, daß der Hr. M. nun in Schaden kommen „sollte, er erbiete sich hiermit, ihm die volle Summe wiederzugeben.“ — Nein! sagte der Magister

ster, man muß der Obrigkeit gehorchen, diese hat dies so verordnet und dabey muß es auch bleiben!

Nach einiger Zeit fingen die Umstände des Kaufmanns an schlecht zu werden. Einige Unglücksfälle machten, daß er viele nicht bezahlen und manchen noch Geld abborgen mußte. Da wurde doch der M. besorgt, gieng also zu ihm, da er eben einen Garten zu kaufen vorhatte, und bat ihn um die Zurückgabe des geliehenen Geldes. Der Kaufmann ward verlegen, „doch" sagte er: „in acht „Tagen sollen Sie Ihr Geld haben, Sie haben „zu redlich und uneigennützig an an mir gehandelt, „als daß ich Sie um das Ihrige bringen könnte." Der Kaufmann bezahlte ihn richtig nach acht Tagen, wurde aber selbst nach vier Wochen bankrutt.

Wäre es nicht zu bedenklich und aus mancher andern Rücksicht gar zu wenig thunlich; so könnte ich noch viele solcher merkwürdigen Thatsachen erzählen. wo euch immer eine mehr, als die andre mit Liebe, Hochachtung und und Bewundrung für diesen vortreflichen Mann einnehmen würde. — Auch denke ich durch das, was ich gesagt, schon meine Absicht erreicht zu haben. In wem dies nicht schon Nacheiferung zu allem Guten erweckt, für den würde weit mehr — doch immervergebens geschrieben seyn!

Werdet nur so, daß man von euch einst eben das sagen könne, was ich hier von diesem Manne, ohne einen Gedanken von Schmeicheley und nach strengster Wahrheit sagen konnte!

GYMNASIUMS BIBLIOTHEK

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Salzmann, Christian Gotthilf,

Reisen der Salzmannischen Zöglinge

Bd.: 3

Leipzig (1787)

Paed.pr. 2843-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760798-4
VD18 80367275-001